

Aus der Sündflutzeit.

Aus der Sündflutzeit.

Aus der Sündflutzeit.

Von

Johannes Scherr.

Der Mensch trägt Adler in dem Haupt
Und steht mit seinen Füßen tief im Koth.

Grabbe.



Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1867.

Mirabeau

und

Marie Antoinette.

1.

Genie und Geld*).

Eines Morgens im September von 1789 wurde heftig an die Thüre des Grafen de La Marck geklopft, eines brabantischen Edelmanns, der in Paris lebte,

---

*) Quellen: Mémoires biographiques, littér. et polit. de Mirabeau, écr. par lui-même, par son père, s. oncle et s. fils adopt. 8 vols. Paris 1834 — 36. — Souvenirs sur Mirabeau, par E. Dumont. Paris 1832. — Correspondance entre le comte Mirabeau et le comte de La Marck. 3 vols. Paris 1851. Mémoires s. l. vie privée de Marie Antoinette, par Madame Campan. 3 vols. Paris 182? Mémoires de la Fayette, publ. p. s. famille. 4 vols. Bru-xelles 1837. Mémoires de Barère. 4 vols. Paris 1842—43. Mémoires secrets, par le comte d'Allonvi[illegible] Paris 1838. Mad. de Staël, Considérations [illegible]e, 5 vols. Pa-ris 1818. Mémoires de Weber, concern. [illegible] 4 vols. 2 vols. Paris 1822. Marie Antoinett[e] [illegible] Marie Antoinette, Joseph II. und Leo-pold II.; ihr Briefwechsel, herausg. von A. v. Arneth, Leip-zig 1866. rc. rc.

in französischen Bergwerken spekulirte und zu den Hofkreisen in vertrauten Beziehungen stand. Der Graf hatte noch nicht Zeit gehabt, sein „Herein!“ auszusprechen, als schon die Thüre aufging und ein lässig-elegant gekleideter Mann von Mittelgröße, athletischem Knochenbau und einem starken Ansatz von Beleibtheit hastig eintrat, flüchtig grüßte und mit einer Metallstimme, deren Umfang, Klangfülle und Geschmeidigkeit jedes Wort verrieth, die Aeußerung vorbrachte: „Mein Freund, Sie könnten mir einen großen Gefallen thun.“ — „Was für einen?“ — „Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht ... Ich besitze nicht einen einzigen Thaler ... Leihen Sie mir ein Stück Geld.“ — — „Ich gab ihm, erzählt La Marck, eine Rolle mit fünfzig Louisd'or; mehr hatte ich nicht zur Hand. Er dankte lebhaft und sagte: Ich weiß nicht, wann ich Ihnen das Geld werde zurückgeben können. Ich konnte mich um die Verlassenschaft meines Vaters noch gar nicht bekümmern, auch haben mir meine Verwandten darob bereits Prozesse angehängt.“

Der Brabanter mochte sich über die Zurückgebefähig-

keit seines Schuldners, der so, wie er vor ihm stand, einer gewissen Jungfer Anne Pottevin seit siebzehn Jahren seinen Hochzeitrock schuldig war, eigene Gedanken machen. Sie liefen darauf hinaus, aus der dargeliehenen Goldrolle einen starken Faden zu spinnen, welcher den Jahrgänger von Göthe, den Gabriel Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau und dermalen, im September von 1789, noch als der „Volksgraf" hochgelobt und vielgepriesen, mit dem Hofe oder wenigstens mit dem Königthum zusammenbinden sollte.

Er hinwiederum, der Blatternarbige mit seinem vor lauter Häßlichkeit fast schönen „Eberkopf", den eine fabelhafte Haarfülle bedeckte, mit seinen unter dichten Brauen groß und flammend hervorblickenden, nach Wunsch und Willen ihres Besitzers jetzt Verführung stralenden, jetzt Zornblitze schleudernden, immer aber das olivenfarbige, pockenzerrissene Gesicht eigenthümlich beleuchtenden Augen, mit seinem etwas schief geschlitzten Mund, aus welchem so schütternde Donner hervorgebrochen, dessen sinnlich aufgeworfene Lippen so viel geküßt hatten und in

dessen Winkeln das Spottlächeln überlegener Ironie eingekerbt war, — er, der Auswürfling des Adels und der Vorkämpfer und Verächter des Volkes, der vom Vater Verfluchte und Verfolgte, aber von Sophie Monnier zu ihrem Abgott Erhobene, er, die Furcht der Männer und das Entzücken der Weiber, Finanzgenie und Bettler, Staatsmann und Zotenbücherschreiber, Gesetzgeber und Wüstling, ein Koloß von Arbeitskraft und von Ausschweifung, Aristokrat und Tribun, er, der auf den Seelen seiner Zuhörer spielte wie ein Virtuos auf Klaviertasten, der die Menschen verachten mußte, weil er sie kannte, und dennoch nach der Macht und Gewalt lechzte, sie in seiner Weise glücklich zu machen, — er, um Alles in ein Wort zusammenzufassen, Mirabeau, dachte vielleicht, das Gefühl der Demüthigung, vor einem La Marck als bittender Borger gestanden zu haben, niederwürgend, gerade dasselbe, was er vor Zeiten zur Vertröstung der Jungfer Anne Pottevin, als sie die Bezahlung seines Hochzeitrockes heischte, gesagt hatte: — „Bah, ich werde Minister werden. Das ist sicher!“

Nicht etwa nur zur Beschwichtigung von Gläubigern und Gläubigerinnen, die sich unangenehm machten, war das gesprochen. Der Mann glaubte zuversichtlich, daß der Ministerschafts-Wechsel, welchen er vor Jahren schon auf die Zukunft ausgestellt hatte, richtig von dieser eingelös't werden würde. Er fühlte in jedem Nerv und in jedem Muskel, daß er das Zeug in sich habe, der Minister seines Landes zu sein, in der Weise, wie vormals die „rothe Eminenz" Richelieu es gewesen war. Und doppelt berechtigt kam sich dieses sein Gefühl vor, seitdem die Revolution ausgebrochen war und der Genius Mirabeau's die ganze Spannweite und Flugkraft seiner Fittige in der Nationalversammlung erprobt und erwiesen hatte. Und dreifach berechtigt war sein Wunsch, zeigen zu dürfen, was Alles unter den Simsonlocken seines Eberkopfes stecke, was er wolle, könne und vermöge, wenn er wohlmeinende Plattköpfe, wie Necker und Lafayette, ihre kleinen Mittelchen dem Flammenschritt der Riesin Revolution entgegenstellen sah oder wenn er gar erfahren mußte, daß selbstgefällige Mittelmäßigkeiten, wie Lameth,

Duport und Barnave, des Glaubens lebten, sie seien dazu geboren und bestimmt, das auf den Sturmwogen rollende Staatsschiff zu lenken. Selbstverständlich fürchteten und haßten die genannten und andere Plattköpfe und Mittelmäßigkeiten in Mirabeau die überlegene Genialität und Kraft, während sie sich anstellten, als fürchteten und haßten sie in demselben den unzuverlässigen Wüstling und feilen Abenteurer. Unglücklicher Weise sorgte Mirabeau nur allzu sehr dafür, daß dieser Vorwand, ihn von der Macht fernzuhalten, nachmals das ganze Schwergewicht einer Thatsache erhielt.

Er hat einmal schmerzbewegt ausgerufen: „Die Verirrungen meiner Jugend kommen mir theuer zu stehen!“ Er hätte später sagen können: „Noch theurer, noch viel theurer kommt es mir und Frankreich zu stehen, daß ich diese jugendlichen Verirrungen mit in mein reiferes Alter herübergeschleppt und nicht aufgehört habe, Roué zu sein, als ich anfing, Staatsmann zu werden.“ Freilich suchte er über diesen Stein des Anstoßes dadurch hinwegzukommen, daß er eines Tages in seiner lässig-vornehmen

Manier das Axiom hinwarf: „Die kleine Moral tödtet die große" — allein der selbstgerechte, von sich selbst und von Anderen, insbesondere von seiner Tochter, weit überschätzte Necker hatte doch wohl recht, die Wichtigkeit gerade der angeblich „kleinen" Moral dem genialen Eberhäuptigen gegenüber zu betonen und demselben zu sagen: „Sie sind zu geistreich, als daß Sie kein Gefühl für die Nothwendigkeit dieser Stütze haben sollten." ... Zu der „kleinen" Moral, Herr Graf von Mirabeau, gehört aber, denken wir, nicht nur, daß man so viel Selbstbeherrschung besitze, die letzten Kräfte eines für das allgemeine Beste kostbaren Lebens nicht in den Armen von „Mesdemoiselles" Hélisberg und Coulomb, Tänzerinnen der Oper, zu vergeuden; sondern auch, daß man Hände habe, an welchen nicht die leiseste Spur von Bestechungsgeldschmutz haftet. „Auch das Genie muß doch vor allem Anderen leben." Ja wohl, und das war vielleicht die „große" Moral, von welcher Mirabeau sprach. Wenn aber das Genie zum Gelde sagt: „Ich will dein getreuer Knecht sein, wenn du mir zu Mesdemoiselles Hélisberg und Cou-

lomb und dergleichen hübschen Dingen mehr verhilfst" — so wäre es für das Genie besser, es lebte gar nicht.

Mirabeau ist bekanntlich ein Hauptgestirn am konstitutionellen Illusionenhimmel und Leute, welche ehrlich und aufrichtig an das Lug- und Trug-Evangelium des Konstitutionalismus glauben, pflegen von dem Manne nie zu sprechen, ohne bedauernd beizufügen: „Ja, wenn ihm längeres Leben gegönnt gewesen wäre! Er hätte sicherlich die Revolution gebändigt und die Bewegung in das heilsame Geleise der verfassungsmäßig beschränkten Monarchie hineingeleitet." Die kreuzbraven Philister! Sie wissen nicht, was sie reden. Gewiß, Mirabeau war kein Umsturzmann. Schon darum nicht, weil er ganz entschieden das gewesen, was im Grunde Jeder ist, welcher um eines Hauptes Länge über die Menge emporragt: — ein Aristokrat. Und nicht nur ein Aristokrat des Geistes war er, sondern auch seiner Geburtsaristokratie vergaß er niemals. Jedermann weiß ja, daß er gerne von der Bartholomäusnacht sprach, weil er dabei Gelegenheit hatte, zu sagen: „Der Admiral Koligni, der, im Vorbeigehen bemerkt,

mein Vetter gewesen ist.“ Aber Mirabeau war ein Liberaler. Er bekannte sich zu dem als Abstraktion der englischen Verfassung nach dem Festland von Europa importirten Liberalismus, dessen Haupttendenz war und ist, dem begüterten und gebildeten Bürgerthum zum Mitgenuß der Privilegien zu verhelfen, welche früher für die Fürsten, für den Adel und Klerus allein bestimmt waren. Um diese Privilegien nach unten etwas weiter ausdehnen zu können, muß man oben etwas Weniges davon wegnehmen, was man im konstitutionellen Jargon „die Krone verfassungsmäßig beschränken“ heißt. Mirabeau wußte recht wohl, daß die Bourgeoisie die angedeutete Stellung im Staate verlange, sowie, daß dieses Verlangen ein unwiderstehliches, und endlich, daß die Bourgeoisie keineswegs Willens sei, die Fahne Montesquieu's mit der Fahne Rousseau's zu vertauschen, d. h. vom Liberalismus zum Radikalismus, vom Konstitutionalismus zum Demokratismus vorzugehen. Er wollte also ein konstitutioneller Minister oder vielmehr der konstitutionelle Minister par excellence werden, der Richelieu des

18. Jahrhunderts. Um sich aber als solcher zu qualifiziren, um sich möglich, d. h. nothwendig zu machen, mußte er, wie er glaubte und wie in der That die Sachen lagen, den Revoluzer spielen, und maßen er ein Meister der Revolutions-Phrase, so spielte er so meisterhaft, daß viele, sehr viele Leute das Spiel für bare, blanke, volle Wahrheit nahmen und in dem „Volksgrafen" den grimmigsten Wauwau, den höllischen Drachen erblickten, welchen der Abgrund ausgespieen, um das Königthum zu verschlingen. Die Königin Marie Antoinette, deren starke Seite bekanntlich Menschenkenntniß nicht gewesen ist, lebte vollständig dieses Glaubens und sie mag daher, als es schlechterdings nöthig schien, „le monstre", wie sie Mirabeau nannte, zu sehen und zu sprechen, demselben entgegengetreten sein mit einer Empfindung, als gälte es, dem Satan selber standzuhalten.

Der Mann also war ein Liberaler nach englischem Zuschnitt und wollte konstitutioneller Premierminister sein. Das war ohne Zweifel sein Recht; denn warum sollte eine solche Kraft nicht berechtigt

sein, sich geltend zu machen? Aber hätte er, an's Steuerruder gestellt, das Staatsschiff wirklich über alle die Wirbel und Strudel hinweg und an allen den Riffen und Klippen vorüber in das sanfte Fahrwasser des Bourgeoisliberalismus geführt? Hätte er, seine Simsonlocken schüttelnd, den entfesselten Dämonen mit Erfolg sein „Quos ego!“ zugerufen? Hätte er wirklich die so eben zum mänadischen Tanz antretende Bakchantin Revolution gebändigt und zum wohlabgezirkelten konstitutionellen Menuett gezähmt und dressirt? . . . Warum nicht gar? Das ist ja Alles nur Konjektural-Narrethei! Kann man Kometen reiten? Wird ein Mensch von Aug' und Ohr und Verstand so dumm sein wollen, zur Springflut zu sagen: Bleib' stehen! und zur vor Elektricität berstenden Wetterwolke: Verschlucke deinen Blitz!? Die Revolution ist nur die unausweichliche Konklusion ihrer Prämissen gewesen. Sie mußte also sein, wie sie war. Das ist so gewiß wie das Einmaleins.

2.

Die Ministertraube hängt hoch.

La Marck zögerte nicht, seinen Faden zu spinnen. Allein der erste Versuch, das eine Ende desselben der Königin in die Hand zu geben, lief übel ab. Umsonst machte der pfiffige Hofmann aufmerksam, welche Vortheile aus dem Genie, aus den Leidenschaften und aus der Armuth Mirabeau's sich ziehen ließen. Marie Antoinette hatte damals, am Vorabend der explosivischen Oktobertage von Versailles, noch gar keine Ahnung von dem furchtbaren Ernst ihrer Lage. Sie wähnte in ihrem Leichtsinn, das schon tödtlich getroffene absolute Königthum könnte und würde zu retten sein durch champagnerbegeisterte Gardeoffiziere, weiße Kokarden, Oh-Richard-oh mon-roi-Arien und dergleichen Firlefanz mehr. In ihrem denkträgen, so recht lothringisch-habsburgischen Hochmuth beantwortete sie die Eröffnung des Grafen mit einem Ausruf der Entrüstung: — „Wir werden, denk' ich, niemals so tief sinken, um zu dem

Aeußersten und Peinlichsten genöthigt zu sein, nämlich bei Mirabeau Hülfe zu suchen!"

Man muß jedoch der Königin bezeugen, daß ihr Stolz, obzwar derselbe vor der unwiderstehlichen Gewalt der Umstände mitunter sich beugen mußte, dennoch immer wieder zu seiner ursprünglichen Höhe sich aufrichtete. Noch nach dem 20. Juni von 1792, dem furchtbaren Vorspiel zum furchtbareren 10. August, war sie ja die ganze Tochter der Maria Theresia, d. h. vom Scheitel bis zur Sohle vom Bewußtsein des Gottesgnadenthums erfüllt, voll unbezähmbaren Hasses und Grolles gegen Alle, welche ihrer Meinung nach an der Unantastbarkeit monarchischer Allmacht gesündigt hatten. Daher ließ sie denn auch den Lafayette so schnöde abblitzen, als der General, nach dem 20. Juni aus seinem Lager nach Paris geeilt, in die Tuilerien kam, um dem Könige seine Dienste anzubieten. Sie hatte bei dieser Gelegenheit ihrem armen königlichen Ehekriecht seine Lektion gut einstudirt. Ludwig der Sechszehnte empfing den General äußerst höflich, aber sehr kalt, und ließ sich nur auf einen Austausch banaler

Redensarten ein. Schon nach etlichen Minuten fand es deßhalb der angekältete Lafayette gerathen, sich zu entfernen. Als die Thüre hinter ihm zufiel, rief Madame Elisabeth, die gute, sanfte Schwester des Königs, aus: „Wir müssen das Vergangene vergessen und uns mit vollem Vertrauen dem Manne in die Arme werfen, welcher allein im Stande ist, den König und seine Familie zu retten!" Wogegen Marie Antoinette hoch herab: „Lieber zu Grunde gehen als durch Lafayette und die Konstitutionellen gerettet werden!" Wohl, sie sollte ihren Willen haben; aber zu ihrer Entschuldigung mag gesagt werden, daß der Instinkt des Hasses ihr vielleicht die unzweifelhafte Wahrheit zuflüsterte, Lafayette sei gar nicht der Mann, Rettung zu bieten . . . .

Mirabeau indeß ließ sich nicht entmuthigen. Er wollte leben, „rasend gut leben", wie das der genialische deutsche Schuft Gentz zwanzig Jahre später auch wollte, und außerdem besaß der Franzose, was der Deutsche nicht besaß, einen auf ein großes Ziel gerichteten Ehrgeiz. Er wollte einen tiefen Griff in die Geldkisten des Hofes thun, um mit den Damen

von der Oper trimalkionische Orgien feiern zu können; aber er wollte doch zugleich auch Frankreich regieren. So setzte er sich hin, noch im Oktober von 1789, um ein „Mémoire" zu verfassen, worin Ludwig dem Sechszehnten der Rath ertheilt wurde, derselbe sollte sich mit der königlichen Familie und mit dem ganzen Apparat des Königthums aus Paris entfernen und nach Rouen begeben, um die Freiheit seines Wollens und Handels wieder zu erlangen, welche er in Paris eingebüßt hätte. Dieses Mémoire ward durch Vermittelung von La Marck dem Grafen von Provence zugestellt, damit derselbe es seinem königlichen Bruder überreiche. Allein Provence wies diesen Auftrag zurück. Der schlaue Prinz wandelte ja gerade damals absonderliche Schleichwege, welche ihn an ein Ziel führen sollten, das er erst im J. 1814 erreichte, und es lag ihm darum gar nicht am Herzen, die schon im Fallen begriffene Krone wieder auf dem Haupte des Bruders befestigt zu sehen.

Mirabeau muß den Grafen von Provence frühzeitig errathen haben. Denn der Prinz wurde für

eine Weile — und zwar dann, als Mirabeau den Herzog von Orleans weggeworfen, nachdem er erkannt hatte, derselbe sei „feig wie ein Lakai" — eine Trumpfkarte in dem Ministersehnsuchtsspiel des „Volksgrafen". Eine Trumpfkarte freilich, von welcher bald offenbar werden sollte, daß sie in Wirklichkeit nicht „stach". Solidere Hoffnungen waren am Ende doch immer noch auf den Versuch einer Vereinbarung mit den Mitbewerbern um die Macht zu basiren. In erster Linie standen da Lafayette und das „Triumvirat" Lameth, Duport und Barnave. Der General, das Triumvirat und der Volksgraf verabscheuten sich freilich gegenseitig. Aber was thut das? Man schließt ein Kompromiß, einander zu helfen; mit dem stillen Vorbehalt, später einander zu vernichten. Es kam aber nur zu einem Versuch der Vereinbarung und zwar im Hause einer Nichte Mirabeau's, der Frau Marquise d'Aragon, wo sich die Fünfe zusammenfanden. Mirabeau muß jedoch aus dieser Zusammenkunft einige Hoffnung geschöpft haben, daß wenigstens Lafayette seinen Plan fördern würde. Denn nur hieraus erklärt es sich, daß Jener

etliche Tage darauf die Rednerbühne der National-versammlung bestieg, um eine pompose Lobrede auf Diesen zu halten, welchem er sonst die lächerlichsten Spottnamen aufklebte.

Zur gleichen Zeit suchte er auch andere Leitern an die, ach, steile und spröde Felswand der Machthöhe anzulegen. Am 17. Oktober ließ er sich durch La Marck dem Minister Montmorin vorstellen und bot geraden Weges seine guten Dienste an, indem er sagte: „Die Nationalversammlung ist ein stätiger Esel, den man nur mit großer Vorsicht besteigen und reiten kann.“ Montmorin war aber harthörig. Er sprach von dem Gesandtschaftsposten in Konstantinopel, worauf der Eberkopf nachlässig Etwas von dem Gesandtschaftsposten in London hinwarf, im Ton eines Mannes, welcher mehr wollte. Das reale Ergebniß dieser Unterredung war, daß der Minister Den, der es gern gewesen wäre, wissen ließ, der König sei bereit, ihm zur Bezahlung seiner Schulden zu verhelfen.

Mirabeau besann sich doch noch eine Weile, den Köder zu verschlucken. Alles ursprünglich Edle in

seiner Natur sträubte sich gegen den qualvoll demüthigenden Gedanken, ein Erkaufter des Hofes zu sein. Denn wie sehr auch charakterlose Schönfärber von sogenannten Historikern sich bemüht haben, den Schmutz des ganzen Handels zu überfirnissen, der Schmutz ist doch für jedes Auge, das sehen will, unter der beschönigenden Firnißkruste sichtbar, sehr deutlich sichtbar. Mirabeau war kein Gekaufter, sagten und sagen Leute, welche selber jahraus jahrein gierig nach der Ehre zappeln, gekauft zu werden; er ließ sich nur vom Könige für die guten Dienste bezahlen, welche er dem Königthum leistete, und da diese Dienste mit seinen Grundsätzen übereinstimmten, so war er kein feiler Ueberläufer, sondern nur ein nach Verdienst belohnter Diener. Diese Hofrathslogik würde recht schön sein, wenn ihre Prämissen wahr wären. Die Wahrheit ist aber diese: — Mirabeau nahm Geld vom Hofe, bevor er demselben Dienste geleistet hatte, und bis zur Stunde, wo er sich kaufen ließ, hatte er seine ganze Kraft aufgeboten, das Königthum dem klaffenden Abgrunde der Revolution näher zu schieben. Doch er hatte dies

ja, wie auch oben angedeutet worden, nur gethan, um sich in der entscheidenden Stunde als Retter der Monarchie zwischen diese und den Abgrund zu stellen, nicht? Freilich, freilich. Aber wäscht ihm etwa die Lüge, im Dienste des Königs zu handeln, während er nur in dem seines Ehrgeizes handelte, den Bestechungsgeldschmutz von den Händen? Daß er selber, um den Stachel des peinigenden Gefühls, ein Verkaufter zu sein, zu stumpfen, sich das Sophisma vorgaukelte, er habe, indem er sich kaufen ließ, keineswegs sich verkauft, ist bei einem Manne, dessen ursprünglicher Stolz seinem Genie gleichkam, sehr begreiflich und auch sehr verzeihlich.

La Marck spannte jetzt alle Nerven an, den Handel richtig zu machen. „Nehmen Sie doch an!“ schrieb er an Mirabeau. „Sie sollten gar nicht mehr von gemeinen Dingen bedrängt werden. Erst dann, wann Sie von derartigen Sorgen ganz frei sind, vermögen Sie sich als Der zu zeigen, welcher Sie sind, nämlich als der Allen Ueberlegene.“ Der geschäftige Graf gab sich übrigens die größte Mühe, Mirabeau nicht nur zu einem Verkauften, sondern

auch zum Minister zu machen. Er war gescheidt genug, zu begreifen, daß man dem Manne Geld und Macht geben müßte, um ihn zufriedenzustellen. In dem Erzbischof von Bordeaux, Champion de Cicé, sowie in Talon hatte der Graf eifrige Mitarbeiter und zu Ende Oktobers schienen die Sachen so weit gediehen zu sein, daß Mirabeau eine Ministerliste entwerfen konnte, der zufolge der oberste Rath der Krone also zusammengesetzt werden sollte: — Necker (Premierminister, „weil man ihn eben so machtlos machen muß, wie er unfähig ist, und dennoch seine Popularität dem Könige erhalten soll"), der Erzbischof von Bordeaux, der Herzog von Liancourt, der Herzog von La Rochefoucauld, Lafayette, Talleyrand, Mirabeau, die Grafen von La Marck, Montmorin und Ségur. Man sieht, diese Ministerliste war aristokratisch genug: mit Ausnahme des zu einer glänzenden Nullität verdammten Bankier aus Genf lauter Herzoge, Marquis und Grafen. Schade nur, daß Gilles-Cäsar oder Cromwell-Grandison, wie Lafayette von Mirabeau gespottnamset wurde, nicht mit in diesem Ministerding sein wollte.

Der General hatte allerdings so ungefähr dasselbe Staatsideal wie der eberköpfige Graf; denn auch Lafayette wähnte das Glück Frankreichs davon abhängig, daß man das Land mit einer nach der englischen Verfassungsschablone zugeschnittenen Konstitution beschenkte. Mit andern Worten, das Königthum sollte zu einem Figuranten degradirt und die Macht im Staate der parlamentarisch organisirten Aristokratie und Bourgeoisie übertragen werden. Daß er selbst, Lafayette, bei dieser Veranstaltung die bedeutendste Figur machen würde, war für den Oberkommandanten der Nationalgarde, welcher sich damals auf der Zenithhöhe seiner Vergötterung befand, selbstverständlich. Es sollte aber, wollte er, dabei Alles anständig, reinlich und „moralisch" hergehen. Darum konnte er sich nicht entschließen, dem verrufenen, von Gläubigern gehetzten Mädchenverführer und Weiberentführer Mirabeau eine Stelle neben sich einzuräumen, und natürlich mußte ihn der Neid, womit seine Mittelmäßigkeit auf die Genialität des Nebenbuhlers blickte, in diesem Widerwillen noch bestärken.

Die stürmische Leidenschaftlichkeit, womit Mirabeau nach der Ministerschaft gierte, hatte inzwischen im Schooße der Nationalversammlung das Mißtrauen aller Gegner, Neider und Hasser des Mannes zu bitterem Argwohn gesteigert. Diesem Argwohn entsprang jener bekannte, durch Lanjuinais eingebrachte und durch Blin unterstützte Antrag, die Versammlung möge beschließen, daß während der Dauer ihrer Sitzungen und noch binnen drei Jahren nachher keines ihrer Mitglieder ins Ministerium berufen werden dürfe. Umsonst schüttete Mirabeau einen Zornwolkenbruch von der Rednerbühne herab; umsonst rief er mit bitterer Ironie aus, man solle doch lieber geradezu beschließen, daß er, der Herr von Mirabeau, Deputirter von Aix, nicht Minister werden dürfe: die Versammlung erhob die Motion Lanjuinais-Blin zum Beschluß. Der Pfeil saß tief und fest in Mirabeau's Brust. „Ich fühle mich im Abend meines Lebens", schrieb er an seine Schwester. „Entmuthigt zwar bin ich noch nicht, wohl aber müde. Die Umstände haben mich isolirt. Ich sehne mich nach Ruhe. Könnte ich sie nur mit

Ehre und Sicherheit finden! Falls ich dazu noch ausreichendes Vermögen hätte, würde ich versuchen, glücklich zu sein, und wär' es auch, daß ich meine Zeit mit Kegelschieben hinbrächte."

Der Traum, auf parlamentarischem Wege zur Rolle eines modernen Richelieu zu gelangen, war also ausgeträumt.

3.

Die Waare und ihr Preis.

Vor dem in der Straße Faubourg Saint-Honoré gelegenen Hotel Charost, welches der Graf La Marck bewohnte, hielt an einem der ersten Apriltage von 1790 ein Wagen, aus welchem der Graf von Mercy stieg, Botschafter Oestreichs am französischen Hofe. Während dieser Diplomat zum Hausherrn hinaufging, näherte sich von den Champs-Elysées her mit tief in die Stirne gedrücktem Hut ein Mann der Mauer des Gartens, welcher nach jener Richtung

hin das genannte Hotel einfaßte. Der Ankömmling — es war Mirabeau — öffnete mittels eines Schlüssels, den er bei sich trug, die kleine in die Gartenmauer eingelassene Thüre, durchstrich eilends den Garten, betrat das Haus, huschte die Treppe hinauf und gelangte, ohne von Jemand wahrgenommen worden zu sein, in das Kabinett, wo Mercy und La Marck ihn erwarteten: — der Kauflustige und der Mäkler die Waare.

Es handelte sich, da der „Volksgraf" nicht der öffentliche Minister der Krone sein konnte, darum, denselben zum geheimen, zum vertrauten Rathgeber, so recht zum Geheimrath und Einbläser des Königthums zu kaufen. Der Herr Graf Mercy handelte dabei als Käufer im Namen und Auftrag des Hofes. Die Waare, d. h. Mirabeau mit seinen Talenten, seiner Redemacht und seinem Einfluß, war sehr willig, sich kaufen zu lassen. An diesem Tage jedoch kam der Handel noch nicht zu völligem Abschluß, sondern wurden nur die gegenseitigen Bedingungen mehr oder weniger artikulirt festgestellt; denn die drei gräflichen Herren haben sich ohne Zweifel mit-

tels Winken und halben Worten leicht unter einander verständigt und gewiß ist das „Geschäft" in den alleranständigsten Formen eingeleitet und abgewickelt worden, wie dies ja die höhere Privat- und Staatsgaunerei so in der Uebung hat.

Aber es fehlte eben noch der Punkt auf dem i, ohne welchen bekanntlich das i keins ist. Nämlich Ludwig der Sechszehnte hatte sich unschwer durch Mercy überreden lassen, wie vortheilhaft es sei, den Mirabeau zu kaufen; allein des Königs souveraine Königin widerstrebte bislang dem Handel und ohne Marie Antoinette's Zustimmung durfte und konnte natürlich der arme gute Hampelmann von Kronenträger Nichts thun. Die Umstände wurden jedoch von Tag zu Tag drängender und drohlicher und La Marck und Mercy waren unermüdlich, den Widerstand der Königin zu brechen und ihren Abscheu gegen Mirabeau wenigstens zu einem nur passiven herabzustimmen. Sie gab endlich nach und — der „Volksgraf" miethete ein ganzes Haus für sich allein in der Chaussée d'Antin, nicht minder ein Landhaus bei Argenteuil, schaffte sich eine Equipage

an, einen Kammerdiener, Lakaien, kurz das ganze Zubehör der Grandseigneurschaft, und stürzte sich, er, der vor Kurzem bekannt hatte, daß er sich „müde und im Abend seines Lebens fühle", gleich einem von Jugendkraft Strotzenden in Luxus und Lustgenuß.

Kauf und Verkauf waren also richtig zu Stande gekommen. La Marck eröffnete dem „Freunde", daß der König dessen Schulden im Betrage von 208,000 Livres bezahlen, ferner ihm eine geheime monatliche Pension von 6000 Livres geben und endlich 1 Million in Gestalt von 4 Bankbilleten in La Marck's Hände niederlegen wolle, welche Million der Verkaufte erhalten sollte, sobald die Sitzungen der Nationalversammlung zu Ende. Als Mirabeau diese Gewährungen vernahm, muß er vor Freude ganz toll sich gebärdet haben. Denn La Marck schreibt: „Sein Vergnügen ging bis zum Exzeß und machte mich erstaunen. Indessen erklärt sich diese Trunkenheit sehr natürlich aus der Genugthuung, endlich einmal dem bedrängnißvollen und abenteuerlichen Leben zu entfliehen, welches er bislang geführt hat."

Der Gekaufte setzte sich über die Demüthigung weg, daß man dem Mohren den Hauptpreis erst dann ausbezahlen wollte, wann der Mohr seine Dienste gethan hätte; sowie über die weitere, daß man die zur Bezahlung seiner Schulden bestimmte Summe ihm nicht selber anvertraute, sondern dem Erzbischof von Toulouse, Herrn von Fontanges. Vielleicht tröstete sich Mirabeau über den letztern Umstand mit der traurigen Wahrheit, daß ja, so lange die Welt steht, niemals ein recht schmutziger Handel richtig gemacht wurde, ohne daß ein Pfaffe die Hand mit darin gehabt hätte. Uebrigens schien der Hof nicht bloß Geld geben zu wollen. Es muß als sicher angenommen werden, daß die beiden Unterhändler La Marck und Mercy schlau und geschickt genug waren, das verblaßte Traumbild einer künftigen Premierministerschaft wieder aufgefrischt den Augen Mirabeau's vorzugaukeln. Warum auch sollten ein dankbarer König und, was mehr zu bedeuten hatte, eine dankbare Königin ihrem Geheimrath nicht gewähren, was zu erlangen eine neidische und undankbare Nationalversammlung ihn verhindern wollte? Der Er-

Volksgraf glaubte an das Phantasma oder log sich wenigstens selber vor, daß er daran glaube.

Der Hof seinerseits mußte natürlich begierig sein, zu erfahren, ob das von ihm auf Mirabeau's Genie hypothekisirte Kapital wohlangelegt und zinstragend sei. Eine Gelegenheit hiezu fand sich bald. Die Nationalversammlung hatte nämlich bei der Möglichkeit, daß Frankreich in Folge des „bourbonischen Familienvertrags" durch den zwischen England und Spanien entbrannten Nootka-Sund-Zank als Alliirter der letzteren Macht in einen Krieg verwickelt werden könnte, ausreichende Veranlassung, zur Erörterung der Frage zu verschreiten, ob die Nation dem Könige das Recht zugestehen sollte, über Kriegführung und Friedenschließung zu bestimmen. Am 16. Mai begann die Debatte und füllte, mehr und mehr sich erhitzend, acht Sitzungen aus. Soll der König das Recht haben, nach seinem Wohlmeinen Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, d. h. in oberster Instanz über Gut und Blut, Wohlfahrt und Verderben der Nation souverain zu verfügen? Der Hauptkämpe für die Bejahung der Frage war

Mirabeau, der Hauptkämpe für die Verneinung Barnave, dessen Entgegnung auf des Eberköpfigen royalistisches Plaidoyer ihn auf den Gipfelpunkt seines Rednerrufes stellte. An diesem seinem großen Ruhm- und Glückstage wurde Barnave nach beendigter Sitzung im Triumphe weggetragen, möglicher Weise auf denselben Armen, welche später, am 29. November von 1793, auf dem Revolutionsplatze sich erhoben, um dem Citoyen Samson Beifall zu klatschen, als derselbe das vom Guillotinemesser abgeschnittene Haupt des Triumphators von 1790 aus dem Korbe nahm, um es dem Volke zu zeigen. Was Mirabeau betraf, so hörte er an jenem Maitag von 1790 — im Verlauf der Debatten desselben nannte Robespierre den König schlechtweg den Commis der Nation („le roi est le commis de la nation") — so zu sagen offiziell auf, der „Volksgraf" zu sein. Patrioten von der Farbe Marat's und Patriotinnen, welche stark nach dem Fischmarkt rochen, zeichneten mitsammen auf der Terrasse der Feuillans den Baum an, an welchem der „Verräther" aufgehenkt werden sollte, und als er am folgenden Tage, am 22. Mai,

von seiner Wohnung nach der Manége sich begab, hörte er auf den Straßen ein Pamphlet ausschreien mit dem Titel „Hochverrath des Grafen von Mirabeau!“

Allein der Mann mit dem Eberkopf müßte nicht der Verfasser des Schandbüchertriumvirats „Ma conversion“, „Rubicon“ und „Erotica-Biblion“ gewesen sein, wenn noch eine leiseste Regung von Scham sich in ihm fühlbar gemacht hätte. „Der große Verrath des Grafen von Mirabeau?“ sagte er, in den Sitzungssal tretend. „Bah! Man wird mich heute im Triumph aus der Versammlung weg- tragen oder aber in Fetzen (on m'emportera de l'as- semblée triomphant ou en lambeaux)“ . . . . . Der gute Louis Blanc, welcher die Ausdauer besaß, dreizehn Bände hindurch die Geschichte der französi- schen Revolution beharrlich durch rosenrothe Brillen- gläser anzusehen, schlug bei dieser Stelle besagter Geschichte ganz verblüfft die Hände über dem Kopfe zusammen und rief aus: „Oh, Schmerz! Oh, Mit- leid! Oh, Räthsel von unergründlicher Tiefe! Die- ser Mann, welcher so gut wußte, daß der Argwohn

des Volkes diesmal auf der richtigen Fährte war, dieser Mann, welcher vielleicht das am selben Morgen vom Hofe empfangene Gold in seiner Tasche trug, er nahm die Haltung der verleumdeten Tugend an, er entlehnte ihre Inspiration, er redete ihre Sprache!" Als ob das so verwunderlich wäre? Wenn ein Mensch vom Schlage Mirabeau's einmal angefangen hat, sich selber zu belügen, so thut er es eben à la Mirabeau, d. h. im großen Styl, und Styl, Form, Färbung, Lack sind oder bedeuten wenigstens bekanntlich auf dieser unserer lieben Erde Alles. Große Worte sind daher nur allzu häufig der Schild, hinter welchem die menschliche Kleinheit sich birgt. „Vor etlichen Tagen wollte man mir einen Triumphzug bereiten und heute schreit man in den Straßen den Hochverrath des Grafen Mirabeau aus — sagte der berühmte Redner auf der Tribune — allein ich bedurfte dieser Lektion nicht, um zu wissen, daß es vom Kapitol nicht weit ist bis zum tarpejischen Felsen" .... Wenn Herr Schufterle das Talent zum Kompagnon und die Unverschämtheit zur Maitresse hat, so wird er auch Erfolg haben: das ist der

Lauf der Welt. Mirabeau jedoch wurde an diesem 22. Mai zwar nicht vom tarpejischen Felsen gestürzt, gelangte aber auch nicht ganz zum Kapitol hinauf. Denn es ist ja gar nicht wahr, daß die durch ihn beantragte Formulirung des die Tagesfrage erledigenden Gesetzes — („le droit de faire la guerre et la paix appartient à la nation; l'exercice de ce droit sera délégué concurrement au pouvoir législatif et au pouvoir exécutif") — von der Nationalversammlung angenommen und beschlossen wurde, sondern vielmehr die durch Alexander Lameth vorgeschlagene Formulirung („le droit de la paix et de la guerre appartient à la nation; la guerre ne pourra être décidée que par un décret de l'assemblée nationale que sera rendu sur la proposition formelle et nécessaire du roi et qui sera consenti par lui"). Der wesentliche Unterschied dieser beiden Formeln springt sofort in die Augen. Der lameth'sche Antrag legte das Recht des Königs, über Krieg und Frieden zu beschließen, vollständig lahm, — also gerade das Prärogativ, welches Mi-

rabeau der Krone hatte sichern wollen. Sobald er aber merkte, daß die Strömung gegen ihn sei, war er gescheidt genug, sich zu beeilen, seinem halben Erfolg den Anschein eines ganzen zu geben, indem er erklärte, seine Meinung stimme mit der Meinung Lameth's ganz überein.

Aber er täuschte damit im Grunde Niemand als vielleicht sich selbst. Sein Ruf freilich war ein zu laut schallender und zu weithin hallender, als daß derselbe plötzlich hätte verstummen können. Allein der Argwohn war wach von diesem Maitag an und heftete sich an des Gekauften Fersen. Schon schnellte der „Grazienschlingel" des wachsenden Jakobinismus, Camille Desmoulins, seine klingenden Witzpfeile auf den Ex-Volksgrafen und sprach von einem neuen Aeschines, welcher durch „das Gold Philipps" erkauft worden sein. Der bissige Fréron knurrte nach Bulldoggenart: „Mirabeau, Mirabeau, weniger Talent und mehr Rechtschaffenheit, oder nimm dich in Acht vor dem Laternenpfahl!"

4.

Der Handkuß zu Saint-Cloud.

Es heißt unbillig sein, wenn man den Erdengöttern zumuthet, sie sollten ohne Weiteres und sogar noch gute Miene zum bösen Spiele machend von ihrem Olymp herabsteigen. Gar süß ist es, an der Bankett-Tafel des Daseins zu sitzen und lustig mitzuschmausen; so süß, daß nur strohhirnige Phantasten der närrischen Ansicht sein können, die Bankettgenossen und Festgenossinnen sollten, wenn die hungernd und dürstend Draußenstehenden hereinkommen und sagen: „So, jetzt macht uns mal Platz!" ohne Umstände aufstehen und antworten: „Mit Vergnügen, liebe Brüder und Schwestern." Soweit wird es das nur leidlich gezähmte Thier, genannt Mensch, niemals im Christenthum bringen. Die Draußenstehenden werden daher, da gute Worte Nichts helfen, von Zeit zu Zeit immer wieder versuchen, sich mit Gewalt in den Bankettsal hineinzu-

drängen, was man Revolutionen machen nennt. Schade nur, daß der Bankettsal selbst viel zu klein, unendlich viel zu klein ist, um den Millionen-Zudrang zu fassen. Zwar spricht man schon seit vielen Jahrhunderten von Weile zu Weile davon, es sei ein radikaler Um- und Neubau vorzunehmen, was die Leute soziale Reform nennen; allein da man bislang über das Reden hinaus höchstens zu einiger Flickarbeit gekommen ist, so sind Sal und Bankett-Tafel nicht eben viel größer geworden. Wohl Denen, die darin sind und daran sitzen! „Beati possidentes", ist ein guter alter Spruch. Wer im Besitz ist, ist in der Macht; wer aber in der Macht ist, der ist im Recht, auf die Minute hin so lange, als er in der Macht ist. Das ist die „Logik der Thatsachen", das ist „Realpolitik"; alles Andere aber „Ideologie", „Narrethei", „Schwindel", „Humbug".

Kein verständiger, menschenkundiger Mann wird es der stolzen Tochter Maria Theresia's übelnehmen, daß sie, welche an mehrbesagter Bankett-Tafel, soweit dieselbe auf französischem Boden stand, unbedingt den ersten Platz einnahm, nicht aus freien

Stücken von derselben aufstehen oder auch nur etwas weniger breit sich hinsetzen wollte — welches Letztere man „konstitutionell regieren" heißt — als der französischen Bourgeoisie es eingefallen war, einen Platz im Staatssal und an der Festtafel für sich in Anspruch zu nehmen. Fest entschlossen, dieses freche Begehren der „Roture" abzuweisen, hinter welcher — schauderhaft zu sagen! — ja auch schon die „Canaille", das Volk, gierig herandrängte, wäre Marie Antoinette zweifellos in ihrem Rechte gewesen und geblieben, wenn ihr nicht die Macht versagt hätte. Diese Fatalität änderte freilich die ganze Sachlage gewaltig und schon der Oktoberschrecken von 1789 hatte der Königin das unverwindbare Gefühl dieser Aenderung eingedonnert. Hiezu kam, daß ein weit feiner als der ihrige organisirter Kopf die Königin fortwährend darauf hinwies, man könnte, wie die Dinge in Frankreich nun einmal lägen, schlechterdings nicht mehr in der guten alten frommen Lettres-de-Cachet- und sonstigen Despoten-Manier vor- und drein- und weiterfahren. Der gemeinte fein organisirte Kopf saß auf den Schultern des Kai-

fers Leopold, welcher brieflich und mündlich (durch seinen Gesandten Mercy) seiner Schwester ernstlich rieth, sich in Gottesnamen etwas weniger breit hinzusetzen, d. h. in den Konstitutionalismus sich zu finden und zu schicken.

Unter solchen Einwirkungen zwang sich Marie Antoinette mit großer Selbstüberwindung den Entschluß ab, so zu thun, als wäre sie überzeugt, daß man der „Canaille“ nur sich erwehren könnte, indem man die von der „Roture“ angebotene Allianz annähme. Und wer allein wäre im Stande, diese von der Noth des Augenblickes gebotene und selbstverständlich später bei erster günstiger Gelegenheit wieder aufzuhebende Allianz zwischen Hof und Bourgeoisie zu Stande zu bringen? Natürlich Mirabeau, welcher ja seinerseits gerade zu dieser Zeit mit einem für Augen, welche die menschlichen Sachen durch die „Idealbrille“ angucken, widerlichen Zappeleifer sich abmühte, seinem Käufer die Vortrefflichkeit der Waare darzuthun. Und doch ist, die Wahrheit zu sagen, die Waare zu dieser Zeit schon nicht mehr viel werth gewesen. Man erstaunt geradezu über die Banalität,

Hohlheit und Sterilität der Rathschläge, welche zur Beschwörung der herandrohenden Krisis Mirabeau dem Hofe zukommen ließ. Die Nemesis war augenscheinlich schon hinter dem Verkauften her: — das Gold der Bestechung verstopfte die Quelle seines Genie's. Er stand nicht mehr an der Spitze der Bewegung, er lief nur noch so nebenher und suchte jene vergeblich auf Seitenwege und auf solchen allmälig nach rückwärts zu lenken. Wie er in der unsterblichen Opfernacht vom 4. August 1789, in der schönsten Stunde der Geschichte Frankreichs, nicht mitdabeigewesen war, so war er auch am 19. Juni 1790, als es sich um Abschaffung des Junkerthums handelte, nicht mitdabei, indem er, obzwar diesmal in der Nationalversammlung anwesend, ein mißbilligendes Schweigen beobachtete. Sowie aber die Versammlung den Schlag gegen den Adel geführt hatte, setzte er sich hin, um eine Denkschrift für den König zu verfassen, in welcher er die Throngefahrtrommel auf das Heftigste rührte, den gefaßten Beschluß als die „Brandfackel des Bürgerkrieges" verklagte, und Lafayette als den Hauptverursacher angab, sei es, daß der-

selbe aus Dummheit oder aus Tücke („ou bêtement ou perfidement“) gehandelt habe.

Mirabeau's Wuth gegen den „General der Bourgeoisie“ war gränzenlos; allein wohl merkend, daß er nicht im Stande, diesen Stein des Anstoßes zu beseitigen, versuchte er immer wieder, denselben in einen Auffsteigestein für sich zu verwandeln. In einer seiner für den Hof bestimmten Noten verlangte er die Vermittelung der Königin. Diese sollte in Gegenwart des Königs dem General geradezu befehlen, mit Mirabeau sich zu verbünden und zwar offen, öffentlich, offiziell. Als hieraus Nichts wurde, begann er wiederum den Guerillaskrieg der Sarkasmen gegen seinen Gegner, welcher darauf hochmüthig trocken bemerkte: „Ich habe den König von England in seiner Macht besiegt, den König von Frankreich in seiner Gewalt, das französische Volk in seiner Wuth; wie sollte mir also beikommen, dem Herrn von Mirabeau zu weichen?“ Der Eberkopf machte auch über diese Auslassung plattköpfiger Selbstgefälligkeit ganz vortreffliche Witze; aber er konnte sich es doch nicht verhehlen, daß ihn der General habe abfahren lassen, und

zwar so entschieden, daß es nach dieser Seite hin hieß: „Lasciate ogni speranza!“

Aber wie, sollte der gemeinsame Haß, welchen die Königin und der Ex-Volksgraf gegen Lafayette hegten, nicht zu einem Vereinigungspunkte für die Beiden werden können? Mirabeau ergreift diesen Gedanken. Die Idee der Premierministerschaft ist unter seiner Schädeldecke zu einer firen geworden: sie muß um jeden Preis verwirklicht werden und sie kann es nur mittels der Beihülfe der Königin. Demnach stimmt Mirabeau in Betreff Marie Antoinette's sein Sprachinstrument auf eine Tonart, welche von der früheren diametral verschieden ist. Einem Gekauften und Verkauften gehen ja solche Umstimmungen gar leicht von der Hand. „Der König hat nur e i n e n Mann, und das ist seine Frau.“ Oder: „Vielleicht muß man bald versuchen, was eine Mutter und ihr Kind zu Pferde vermögen.“ Der Honigseim derartiger Schmeicheleien wirkt in den Tuilerien oder vielmehr in Saint-Cloud, allwo sich dermalen, d. h. zur Sommerzeit von 1790, der Hof befindet. Die Tochter Maria Theresia's willigt in

das Begehren des „Ungeheuers", sie zu sehen und zu sprechen. Die Briefe der Königin aus dieser Zeit — die authentischen nämlich — geben uns einige flüchtige Winke über das Abenteuer. So schrieb sie am 12. Juni an den Grafen Mercy: „Die Unterhandlung mit Mirabeau ist in vollem Gange (se suit toujours), und wenn er es ehrlich meint (s'il est sincère), habe ich alle Ursache, zufrieden zu sein." In demselben Briefe äußerte sich Marie Antoinette zustimmend über Mirabeau's Vorschlag, Preußen und Oesterreich zu einer gemeinsamen Intervention zu bewegen, welche nicht in der Absicht einer Gegenrevolution („non pour faire une contrerévolution"), sondern — was natürlich thatsächlich das Gleiche bedeutete — unter dem Vorwand, als Garanten aller auf Lothringen und Elsaß bezüglichen Verträge auftreten zu müssen, unternommen werden sollte. Am 29. Juni schrieb die Königin wiederum an Mercy: „Wir*) zählen darauf, am

*) Ist dieses „Nous comptons" bloßer Pluralis majestaticus oder ein Zeugniß, daß die Königin beabsichtigte, den

Freitag-Abend Mirabeau zu sehen. Ich habe einen Platz ausfindig gemacht, der freilich nicht sehr bequem, aber doch sehr passend gelegen ist, ihn zu empfangen (j'ai trouvé un endroit, non pas commode, mais suffisant pour le voir). Sie sollten ihn dann möglichst bald sehen. Es würde mir angenehm sein (je ne serais pas fachée), wenn es schon am Samstag geschehen könnte, damit ich erführe, welche Wirkung die Zusammenkunft auf ihn hervorgebracht habe (pour savoir l'effet, qu'aura produit sur lui la visite de la veille)" *).

Die 37. Nummer von Frérons Journal „L'orateur du peuple" brachte eine vom 4. Juli datirte Zuschrift an den Redakteur, worin die öffentliche Meinung benachrichtigt wurde, daß am Tage zuvor Riquetti der Aeltere (Mirabeau) in geheimnißvoller Weise sich nach Saint-Cloud begeben und dort eine

---

König an der Zusammenkunft mit Mirabeau theilnehmen zu lassen?

*) Briefwechsel Marie Antoinette's mit Joseph II. und Leopold II., hrsg. v. Arneth, S. 129 und 133.

mehrstündige geheime Konferenz gehabt habe, welcher die Königin („une très-grande dame“), der Erzbischof von Bordeaux und zuletzt auch der König („le pouvoir exécutif“) anwohnten. Die öffentliche Meinung, gegen ihre verhätschelten Lieblinge nicht weniger nachsichtig als alberne Mütter gegen ihre verwöhnten Kinder, schüttelte ungläubig den Kopf: es konnte ja unmöglich wahr sein, daß der große Führer der Revolution zum Hofe übergelaufen sei. Und doch war es so und hatte Frérons Journal in der Hauptsache durchaus die Wahrheit gesagt: — der vermeintliche Retter und Heiland des Königthums, welcher an dem Drachen der Revolution zum Ritter Sankt Georg werden sollte und wollte, hatte zu Saint-Cloud die Gnade erfahren, Ihrer Majestät der Königin die Hand küssen zu dürfen.

Die Einzelnheiten dieses Abenteuers sind bis zur Stunde noch nicht mit völliger Sicherheit ermittelt und werden es vielleicht nie sein. Man kann nicht einmal mit Gewißheit angeben, ob Ludwig der Sechszehnte der Zusammenkunft seiner Frau mit

Mirabeau angewohnt habe oder nicht*). Was wir wissen, beruht auf den Zeugnissen von Mirabeau's Neffen Du Saillant, ferner der Madame Campan und des Herrn Weber, des Milchbruders von Marie Antoinette, welcher gute Mann und ziemlich einfältige Mensch seinen zweibändigen Hymnus auf die königliche Milchschwester „Memoiren" betitelt und im Uebrigen die französische Staatsumwälzung gewissenhaft vom Standpunkt eines Milchbruders angesehen hat.

Am 3. Juli also von 1790 machte sich Mirabeau nach Saint-Cloud auf, wo der Hof zum letzten

*) Die „Correspondance inédite de Marie Antoinette," veröffentlicht von dem Grafen von Hunolstein, enthält freilich einen vom 7. Juli 1790 datirten Brief der Königin an ihren Bruder Leopold, worin sie diesem über ihre Zusammenkunft mit Mirabeau Bericht erstattet und ausdrücklich sagt: „Le roy étoit auprès de moi." Allein dieses Zeugniß ist ganz werthlos, weil sich die ganze erwähnte „Correspondance" im Schmelztiegel der historischen Kritik bekanntlich als eine — gelinde gesagt — Mystifikation darstellte, aus scheinbar Echtem und handgreiflich Falschem wunderlich gemischt.

Mal der Sommerfrische genoß. Augenscheinlich war der Verkaufte voll der Unruhe des bösen Gewissens. Die Fahrt nach dem Lustschloß der Königin ist wie eine Diebsfahrt gewesen. Der Neffe Mirabeau's, Du Saillant, mußte den Kutscher machen, und als er die Kalesche so verstohlen als möglich vor ein Pförtchen des Schloßgartens gebracht hatte, übergab ihm der Oheim beim Aussteigen einen an den Kommandanten der Nationalgarde von Paris adressirten Brief mit den Worten: „Ich weiß nicht, ob man loyal mit mir verhandeln oder ob man mich ermorden lassen will. Falls ich binnen einer Stunde nicht wieder hier bin, so fahre verhängten Zügels zur Stadt, bestelle diesen Brief an seine Adresse, laß die Sturmglocke läuten und verkündige dem Volke die Falschheit des Hofes." Fast scheint es, das Jahr 1588 sei vor dem Mann aufgestiegen wie ein drohendes Gespenst. Dachte er daran, wie der letzte Valois und meineidige Sodomiter, Heinrich der Dritte, seinen gewaltigen Gegner, den Duc de Guise, „Le Balafré", an jenem 23. Dezember im Schlosse zu Blois in sein Schlaf-

gemach lockte, um sich vertraulich mit ihm zu unterreden, d. h. ihn wehrlos den Meuchelmördern zu überliefern, an welche Se. „allerchristlichste" Majestät zuvor die Mordwaffen allerhöchsthändig ausgetheilt hatte? Möglich, daß Mirabeau an diese Blutgeschichte dachte. Gewiß aber ist, daß er bei seinem Eintritt in den Garten von Saint-Cloud an Nichts weniger dachte als an die Worte des hellenischen Tragikers: —

„Weh' dem, der sich des Königs Schwelle naht!
Ein Sklave tritt er über sie und bleibt es*)."

---

*) Freilich, um den Trimeter herauszubringen, etwas freier übersetzt als billig: —

Ὅστις γὰρ ὡς τύραννον ἐμπορεύεται,
Κείνου ʼστὶ δοῦλος, κἂν ἐλεύθερος μόλῃ.

Bekanntlich soll der arme Pompejus diese sophokleischen Verse citirt haben, als er vom Bord seiner Galeere in das Boot hinabstieg, welches ihn an die mörderische Küste von Aegypten brachte. Für die tiefe Weisheit und Wahrheit des Spruches haben übrigens, wie Jedermann weiß, Anno 1848 die Herren „Märzminister" und seither alle die liberalen Gaukler thatsächliche Beweise und Belege in Hülle und Fülle geliefert.

In dem sogenannten Privatgarten („jardin particulier") der Königin im Parke zu Saint-Cloud befand sich an der höchstgelegenen Stelle desselben ein Rondell. Hier erwartete die Tochter Maria Theresia's, und zwar allein, das „Ungeheuer." Wer den Ankömmling an der Gartenthüre empfangen und zu dem Rondell geleitet habe, ist nicht zu erkunden. Auch in Betreff der Einzelnheiten des Gespräches zwischen den Beiden, wissen wir eigentlich nur, was Ober-Zofe Campan aus dem Munde Marie Antoinette's darüber gemeldet hat. Gewiß ist, daß Mirabeau das ganze Brillantfeuer seines Geistes leuchten und schimmern ließ und daß die Königin ihren ganzen Vorrath von Liebenswürdigkeit aufbot: Jener, um den Werth der Waare ins rechte Licht zu rücken; Diese, um zu zeigen, daß man mit dem gemachten Handel zufrieden sei und Vieles oder gar Alles von demselben erwarte. So ist denn, was im Rondell des Gartens von Saint-Cloud vorging, eine vortrefflich gespielte Szene aus einem historischen Intrikenspiel höchsten Styls gewesen.

„Einem gewöhnlichen Gegner gegenüber —

also begrüßte Antoinette den Verführer und Entführer der armen Sophie Monnier — gegenüber einem Manne, welcher das Verderben der Monarchie geschworen hätte, ohne den Nutzen, welchen dieselbe für ein großes Volk darbietet, werthen zu können oder zu wollen, einem solchen Gegner gegenüber wäre der Schritt, welchen ich thue, sicherlich ein sehr unpassender. Allein gegenüber einem Mirabeau" .... Die Königin spielte gut und wußte, daß sie gut spielte. Sie hat, in den Palast zurückgekehrt, sofort zur Campan gesagt: „Das „„gegenüber einem Mirabeau"" schien ihm unsäglich zu schmeicheln" .... Marie Antoinette ging überhaupt mit dem Vorrath ihrer Schmeichelhonigworte keineswegs sparsam um bei dieser Gelegenheit. Nachdem Mirabeau die Lage des Staats und die Verhältnisse der Parteien auseinandergesetzt hatte, sagte die Königin: „Endlich hör' ich einmal wirkliche Politik! Ich kann zwar nicht alle Ihre Anschauungen und Ideen zu den meinigen machen; allein soviel weiß ich jetzt: Sie sind ein echter Staatsmann!" Worauf der Eberköpfige die Antwort gegeben haben

will: „Wenigstens, Madame, sollte man, denk' ich, nicht nöthig haben, sich jenseits des Rheins darüber Raths zu erholen, was man an der Seine zu thun habe" .... Der effektvollen Szene durfte natürlich ein brillanter „Abgang" nicht fehlen. Der von einer stolzen Tochter der Cäsaren, welche den gelungenen Versuch gemacht hatte, dem habsburgischen Hochmuth den bourbonischen Uebermuth beizugesellen, zu Gnaden angenommene weiland Sträfling vom Fort If, vom Fort Jour und vom Fort Vincennes war oder that begeistert. „Madame" — sagte er beim Abschied — „wann die Kaiserin, Ihre erhabene Mutter, einem ihrer Unterthanen die Gnade ihrer Gegenwart erwies, entließ sie denselben nie, ohne ihm die Hand zum Kusse zu reichen." Huldvoll und mit der Anmuth, die ihrem ganzen Gebaren eigen war („avec cette grâce qui accompagnait toujours ses moindres gestes"), entsprach Marie Antoinette der Bitte, indem sie ihren Handschuh auszog und dem „Ungeheuer" die Hand zum Kusse darbot. Frohlockend rief der Er-Volksgraf im Abgehen aus: „Ce baiser-là sauve la

monarchie!“ was, ins Deutsche übersetzt, heißt: „Jetzt bin ich sicher, Minister, Premierminister zu werden!“ Der Thor! Wenn er wirklich glaubte, daß „dieser Kuß“, d. h. die ihm von der Königin erwiesene Gnade „die Monarchie retten“, d. h. ihn an's Staatsruder bringen würde, so wäre damit der Beweis fertig, daß Mirabeau entweder zu dieser Zeit die Natur der Revolution schon gar nicht mehr verstand, ja, daß er sie eigentlich nie recht verstanden habe, oder aber, daß er seine eigene Kraft in wahrhaft lächerlicher Weise überschätzte.

Wie dem sei, er ging triumphirend von Saint-Cloud weg. Seinem Neffen, Du Saillant, welcher mit der Kalesche vor der Gartenthür wartete, war, da der Oheim lange über die anberaumte Zeit ausblieb, um denselben angst und bange geworden. Der Vorschriften Mirabeau's eingedenk, entschloß er sich in seiner Unruhe endlich, nach Paris zurückzufahren und daselbst Lärm zu schlagen. Er hatte aber erst eine kurze Strecke zurückgelegt, als er rückschauend den Oheim hinter dem Wagen einherkeuchen sah. Herangekommen sagte der „Retter der Mo-

narchie" beim Einsteigen: „Ich zitterte, du möchtest schon wegsein. Ich bin zufrieden, Alles wird gut gehen. Bewahre das tiefste Schweigen über diese für den Staat unendlich wichtige Fahrt!"

5.

Der 2. April von 1791.

Er täuschte sich bitter: der Kuß auf die Hand der Königin im Garten von Saint-Cloud hielt den logischen Gang der Revolution nicht auf und die geheimnißvolle Fahrt vom 3. Juli wurde keineswegs von „unendlicher Wichtigkeit für den Staat." Was vermag der Mensch gegen das Schicksal? Was die Korngarbe gegen die Sichel vermag*),

*) To strive, too, with our fate were such a strife
As if the corn-sheaf should oppose the sickle.
Don Juan, V, 17.

gibt Einer zur Antwort, dessen Genius stralend und majestätischen Fittigschwungs über die von Gleißnerei, Bigoterie und Brutalität dampfende Atmosphäre seines Heimatlandes sich erhob, wie ein Adler hoch über dem Brodem eines giftigen Sumpfes kreis't. Mirabeau, obzwar zu dieser Zeit schon häufig von den Vorwehen des Todes angefröstelt, war viel zu sehr Sanguiniker, um sich jemals lange bei dem — durch einen deutschen Halb-Byron formulirten — Gedanken aufzuhalten, daß

„Zerstörend, unerbittlich, Tod
Und Leben, Glück und Unglück an
Einander kettend, herrscht
Mit Alles niederdrückender Gewalt
Das ungeheure Schicksal über unsern Häuptern!
Aus den Orkanen flicht
Es seine Geißeln sich zusammen
Und peitscht damit die Rosse seines Wagens durch
Die Zeit und schleppet, wie
Der Reiter an des Pferdes Schweife den
Gefang'nen mit sich fortreißt,
Das Weltall hinterdrein!“ ....

Ob er aber die Thatsache sich klar machen mochte oder nicht: es ging rasch bergab mit ihm. Er

wurde nicht einmal Minister. Die letzten Monate seines Daseins zeigen uns ein mitleidwerthes Hin- und Herfahren, ein fieberisches Hinüber- und Herübertasten. Er pries, was er früher geschmäht; er empfahl, was er früher verworfen hatte. Vordem hatte er z. B. das Papiergeld eine „cirkulirende Pest" genannt, jetzt sah er in der Vermehrung der „Assignate" bis zum Betrage von 1 Milliarde die „wahrhafte Besiegelung der Revolution", welche, orakelte er, „vielleicht zwar noch in Anarchie ausarten könne, aber gewiß niemals zu Gunsten des Despotismus rückwärts schreiten werde." Neun Jahre nach diesem Orakelspruch war ein korsischer Abenteurer der Despot Frankreichs.

Das eminente Talent Mirabeau's flammte mitunter noch blendend auf; aber hörende Ohren merkten aus seinen Reden in der Nationalversammlung deutlich heraus, daß dem Manne abhanden gekommen, was dem Riesen Antäos die Mutter Erde gewesen ist: — das Prinzip. Auf der Treibsandbasis der „Opportunität" erbaut man keine großartige staatsmännische Thätigkeit. Mirabeau bewäl-

tigte dann und wann noch durch einen genialen Blitzwurf die Nationalversammlung und die öffentliche Meinung; allein er stand doch in der Luft. Der Hof bezahlte ihn zwar, traute ihm aber kaum halbwegs, die Konstitutionellen beargwohnten, die Demokraten haßten ihn. Leute, die mit ihm Nichts gemein haben als die Käuflichkeit, welche sie dann auch den Käufern bei jeder Gelegenheit betriebsam zu wissen thun, haben in unseren Tagen noch die staatsmännischen Thaten, welche der verkaufte Ex-Volksgraf in seinem letzten Lebensjahre angeblich vollbrachte, bombastisirend gepriesen. Zieht aber ein parteiloser Rechner die Summe dieser Thätigkeit, so gewinnt er ein Ergebniß, welches einer Null zum Verwechseln ähnlich sieht.

Ohne Zweifel hatte der mehr und mehr sinkende Mann zuweilen das überwältigende Gefühl seiner Lage. „Ich möchte nicht allein für eine große Zerstörung gearbeitet haben,“ hatte er beim Beginn seiner Beziehungen zum Hofe in einem für den König bestimmten Schreiben sich geäußert. Jetzt aber mußte sich ihm, wenn er allein war mit seiner Seele,

die Erkenntniß aufdrängen, daß er ohnmächtig sei, zu schaffen. Das war Verzweiflung, und um ihr zu entgehen, suchte er, altgewohnte Wege wandelnd, bei der Ausschweifung, was der Ehrgeiz ihm versagte. Allein die Strafe kam diesmal nicht schleichend, sondern galoppirend. Am Abend des 28. März von 1791 erkrankte Mirabeau tödtlich. Man munkelte von Vergiftung, als man aber später laut davon sprach, schrieb Brissot („Mémoires", t. III, ch. 18): „Etliche Tage vor seiner Erkrankung hatte er eine Nacht in den Armen der beiden Operntänzerinnen Hélisberg und Coulomb verbracht. Diese Mesdemoisellen haben ihn umgebracht (voilà celles qui l'ont tué); man braucht sonst Niemand seinen Tod schuldzugeben."

Am Morgen vom 2. April war der Zustand des Kranken hoffnungslos. Wie unser Schiller auf seinem Sterbebette verlangte auch der sterbende Mirabeau die Sonne zu sehen. Als das Tagesgestirn seine Stralen durch das geöffnete Fenster warf, sagte er: „Wenn das nicht Gott ist, so ist es wenigstens ein Vetter von ihm." Den Tag über litt er heftig

und seufzte nach Opium. Um 8½ Uhr Abends litt er nicht mehr, weil er aus dem schmerzlichen Traume des Lebens zum Tode erwacht war. Die Theilnahme für den Sterbenden hatte sich allgemein und rührend kundgegeben. Der Volksinstinkt, für eine Weile mit zärtlicher Besorgniß zu dem weiland „Volksgrafen“ zurückkehrend, ahnte, daß der verschwindende Koloß eine ungeheure Lücke hinter sich zurücklassen würde. Dem Todten wurde, wie Jedermann weiß, eine förmliche Vergötterung zu Theil; aber seine Gebeine ruhten nicht lange im Pantheon. Sie wurden hinausgeworfen, im November von 1793, nachdem der eiserne Schrank („l'armoire de fer“) seine schmutzigen Geheimnisse und unter denselben auch das vom Kauf und Verkauf Mirabeau's ausgespieen hatte . . .

Mirabeau war das lüderliche Genie des 18. Jahrhunderts in seiner höchsten Erscheinungsform. Diese eigenthümliche Spezies vom Genus Mensch ist nachgerade ausgestorben. Schwächliche Epigonen gibt es freilich noch in unseren Tagen genug und übergenug: Halbtalente, welche sich einbilden, genial zu sein,

weil sie lüderlich sind; Leute mit heißen Köpfen und kalten Herzen, welche, so man ihnen die Freiheits- oder Kunstphrase, womit sie sich drapiren, vom Leibe reißt, in der ganzen Blöße ihrer Nichtswürdigkeit dastehen. Dann sieht man, daß sie nur einen Grundsatz, nur ein Ziel kennen und haben, das schuftgentzische „Rasendgutleben". In der Treibhausluft der romantischen Schule ist dieses Ungeziefer in Fülle ausgebrütet worden und hat seither wanzenhaft fortgewuchert. Publizistik, Belletristik und Musik sind die Lieblingsstätten dieser genialthuenden Wanzeriche, die sich da bei einem wahlverwandten Fürsten einzunisten, dort einen „vor die Bildung" schwärmenden Bankier anzuschwindeln wissen. Eines ihrer Hauptkennzeichen ist, daß sie, so lange sie jung sind oder wenigstens für jung sich ausgeben können, Alles daransetzen, mit „vornehmen" Weibern herumzuvagabundiren. Ihr Kommen verkündigt die Reklame, ihr Gehen begleitet das Skandal. Was sie mitbringen, sind auf die Zukunft ausgestellte Selbst- oder Kameradschaftsruhmwechsel; was sie zurücklassen, sind Stänkereien

und Schulden. Werden sie alt, so bekehren sie sich à la Zacharias Werner und Friedrich Schlegel*), nehmen die Weihen oder gehen unter die Mucker; sei es, um nach Verbrauchung aller andern Mittel, sich „interessant" zu machen, auch dieses noch auszunützen; sei es, weil die angeborene Geistesrohheit schließlich hinter der Maske der Genialität wieder hervorbricht.

Wie aber die urtheilslose Menge, der vornehme und niedrige Pöbel, zu jeder Zeit der Wahrheit die Lüge und dem Sein den Schein vorzog und vorzieht, so hat diese Menge und dieser Pöbel durch die Pseudogenies den Mythus von der Dieselbigkeit des Genius und der Lüderlichkeit gerne sich aufbinden lassen und es springt und haselirt demnach diese Ratte unter der Decke des ungeheuren Hohlschädels Publici noch immer lustig herum. Die Wahrheit ist, daß Männer von echtem Genius, die schaffenden und bauenden

---

*) „Viele Verwandlungen gibt's, so ist in dem Leben die Ordnung:
Erstens die Lüderlichkeit, zweitens die Bigoterie."

Lehrer und Führer, Seher und Propheten, Bildner, Helfer und Tröster der Menschheit keine Tagediebe und Taugenichtse, keine Schlemmer, Unzüchtlinge und Schuldenmacher gewesen sind, sondern alle ihre Lebtage lang treufleißige und mühselige Arbeiter an dem ungeheuren Werke der Vermenschlichung des armen und erbarmungswürdigen Geschöpfes Mensch. Dabei haben, wie selbstverständlich, diese Echten und Rechten neben dem einen Hauptkennzeichen des wahren Genie's, neben der Arbeitslust, auch das zweite, die Fruchtbarkeit, glänzend bethätigt. So waren die Sophokles, Phidias, Platon und Aristoteles, die Michel Angelo und Raphael, die Shakspeare und Milton, die Voltaire und Rousseau, die Kepler und Newton, die Lessing und Kant, die Watt und Fulton, die Göthe und Schiller, Herder und Pestalozzi, Mozart und Beethoven. So auch hat in unserer Zeit, gegenüber der romantischen Wiederkäuung mittelalterlichen Quarks, wie gegenüber den Gaukeleien und Gaunereien einer Lucus-a-non-lucendo-Zukunftskunst, ein Wilhelm Kaulbach mittels der Originalität, Ideenfülle, Schönheit und

Vielseitigkeit seiner Werke ruhmreich erwiesen, daß der deutsche Genius noch lebt und schöpfungsmächtig arbeitet ....

Mirabeau ist ein Genie von Gnaden Ihrer hochheiligen Majestät Natur gewesen. Wie von den erlauchtesten Geistern seines Jahrhunderts, so durfte und mußte auch von ihm gesagt werden, daß die große Mutter:

> „Os homini sublime dedit, coelumque tueri
> Jussit et erectos ad sidera tollere vultus.“

Aber wenn so einem Ritter vom Geiste viel gegeben ist, so wird auch viel von ihm gefordert. Vor Allem und unbedingt, daß er reine Hände habe und nicht mit durch Bestechlichkeit beschmutzten eine heilige Fahne zu tragen sich erfreche. Sodann, daß er aus der Aetherhöhe seiner geistigen Aristokratie voll Erbarmen zu den Armen, Schwachen und Unterdrückten sich herniederneige. Gerade hievon aber trifft man bei Mirabeau kaum eine Spur; denn er hat nicht mit dem Herzen, sondern nur mit dem Kopfe gedacht und die Mission eines Befreiers war ihm nur

das Piedestal der zügellosen Wünsche seiner Selbstsucht. Ferner, wenn man auch so gerecht ist und sein muß, zu berücksichtigen, was die Verhältnisse, die ungünstigen nämlich, aus dem Manne gemacht haben, wenn man ihn ansieht und nimmt, wie er war, diesen von Genialität quillenden, von Sinnlichkeit strotzenden, von Leidenschaften lodernden, von einem närrischen Vater verkehrt erzogenen, von den Weibern verzogenen, jetzt dem Hunger gegenübergestellten, dann wieder in allen Lüsten sich badenden, bald durch Schande der Verzweiflung zugejagten, bald durch Ruhm ganz und gar berauschten Menschen, so würde man dennoch, falls man mit juvenalischer Härte und Herbigkeit urtheilen und verurtheilen wollte, sich versucht fühlen, mit parodirender Anwendung eines shakspeare'schen Wortes das Facit zu ziehen —

„Sagt Alles nur in Allem:
Er war ein Lump!"

Jedenfalls aber verwehrt, mildestens gesprochen, der Schmutzschimmer von Gemeinheit, welcher der Gestalt Mirabeau's unverwischbar anhaftet, dersel-

ben den Zutritt in die allerdings nicht sehr geräumige Walhalla der Weltgeschichte, wo die hehrsten Helden und höchsten Heiligen der Menschheit ihrer Unsterblichkeit genießen. Voltaire hat freilich gesagt: „C'est le privilège du vrai génie, et surtout du génie qui ouvre une carrière, de faire impunément de grandes fautes." Allein dies war gar nicht im moralischen, sondern nur im intellektuellen Sinne gemeint, kann demnach nicht etwa als milderndes Argument zu Gunsten von Mirabeau's Verfehlungen geltendgemacht werden. Wohl aber darf und soll gegen ihn geltendgemacht werden, daß ein wahrhaft großer Mann zugleich ein guter sein muß, weil er eben sonst kein großer sein kann. Marie Joseph Chenier war also vollständig in seinem Recht, als er am 27. November von 1793 im Konvent den Antrag, die Ueberreste Mirabeau's aus dem Pantheon zu entfernen, mit dem Satze begründete: „In Erwägung, daß es ohne Tugend keinen großen Mann gibt" .... Die Lumpe mögen immerhin bei Lebzeiten floriren und ihre Schmach mit dem bequemen Mantel der sogenann-

ten „Realpolitik" bedecken, da ja die Mitwelt allzeit betrogen sein will; aber sie sollen sich darum nicht einbilden, auch noch die Nachwelt beschwindeln zu können.

6.

Der 16. Oktober von 1793.

Sechs Wochen vor dem Tage, an welchem das schuldigsprechende Todtengerichtsverdikt über Mirabeau erging, hatte die Tragödie „Marie Antoinette" ihren Schlußakt gefunden.

Man braucht heutzutage seine Entrüstung über die Barbarei der Prozessirung und Hinrichtung der Königin nicht mehr ausdrücklich kundzugeben, da ja nicht nur für alle fühlenden Herzen, sondern auch für alle denkenden Köpfe die Verdammung dieses brutalen Mißgriffes der französischen Revolution längst feststeht, man mag von der Schuld oder Unschuld des Opfers halten, was man will. Von dem Brandmal, womit ihr mörderisches Vorgehen

gegen die Frauen die Stirnen der großen Revoluzer bemakelte, kann überhaupt Nichts, schlechterdings Nichts dieselben reinigen. Diese Frauenmörderei hat der Sache der Vernunft und Freiheit unberechenbaren Schaden gebracht, — tiefer greifenden und nachwirksameren Schaden als sonst irgendeine der Ausschreitungen der Schreckenszeit. Was die Tödtung der Königin insbesondere angeht, so war dieselbe ein ungeheurer politischer Fehler und die Tochter Neckers hatte recht, wenn sie in ihrer bezüglichen Flugschrift („Reflexions sur le procès de la reine“) den Revolutionsmännern strafend zurief: „Indem ihr Marie Antoinette opfertet, habt ihr sie heilig gesprochen. Der Tod der Königin hat euch unendlich viel mehr geschadet als jemals ihr Leben.“

Aber in den unbezähmbar kühnen Geistern, welche damals die Geschicke Frankreichs leiteten, war für derartige Rücksichten kein Raum. Nachdem sie den Despoten Europa's einen Königskopf als Fehdehandschuh hingeworfen, erschien es ihnen nothwendig und wohlgethan, durch Hinzufügung des Haup-

tes einer Königin, einer Erzherzogin von Oestreich, in welcher sie nur die grimmigste Feindin ihrer Sache sahen, die Herausforderung noch zu verstärken. Falls für diese That überhaupt eine Entschuldigung zulässig wäre, so müßte man sie in dem Umstande suchen, daß der fanatische Haß, womit die Demokratie auf Marie Antoinette blickte, nur die natürliche Frucht der ruchlosen Verleumdungen gewesen ist, womit die Aristokratie viele Jahre hindurch den Ruf der Königin systematisch vergiftet hatte.

Am 2. August von 1793 wurde die dem Untergange geweihte Tochter Maria Theresia's aus dem Temple nach der Conciergerie gebracht, der Zwischenstation auf ihrem Wege von jenem Kerker zu dem Schaffot auf dem Revolutionsplatz*). Beim Hin-

*) Der fleißige Archivar Emile Campardon hat in sehr dankenswerther Weise die sämmtlichen auf den Prozeß und die Hinrichtung der Königin bezüglichen Originalakten gesammelt und unter dem Titel „Marie Antoinette à la conciergerie“ veröffentlicht. Diese Aktensammlung in ihrer zweiten und vermehrten Ausgabe (Paris 1864) dient mir hier als Hauptquelle.

ausgehen aus ihrer Zelle im Temple stieß sie von ungefähr mit dem Kopfe gegen den Thürpfosten und einer der anwesenden Gemeindebeamten richtete, von einer mitleidigen Regung angewandelt, an die Gefangene die Frage: „Haben Sie sich wehgethan?" Worauf die Unglückliche: „Oh nein! Was sollte mir jetzt noch wehthun können?" Ein aus tiefster Seele gequollener Schmerzensschrei! In Wahrheit, sie mußte zu dieser Stunde glauben, daß es weiter für sie in der Welt kein Weh mehr geben könnte: — sie hatte ja so eben von ihren Kindern Abschied genommen, auf Nimmerwiederseh'n ... Noch waren aber nach Ueberführung der Gefangenen in die Conciergerie ihre Freunde für sie thätig und von Brüssel aus leitete der Graf Mercy-Argenteau, „le vieux renard", verschiedene Versuche, die Königin zu befreien. Er soll sich ihrer Rettung wegen sogar mit Danton in Verbindung gesetzt haben und es ist nicht unglaubhaft, daß der Chef der Cordeliers seine Mithilfe zugesagt habe. Denn Danton war keineswegs von Haus aus ein Blutmann und zudem konnten seinem staatsmännischen Blicke die

übeln Folgen der Hinopferung Marie Antoinette's nicht entgehen. Wenn er aber wirklich wähnte, für die Rettung der Königin Etwas thun zu können, so täuschte er sich gröblich: auch seine Popularität, also seine Macht, war zu dieser Zeit durch den furchtbaren Wirbelsturm der Revolution bereits müdegejagt und nur fünf Monate nach der Todesfahrt Marie Antoinette's verfiel auch er der tödtlichen Umarmung von Guillotine's unersättlicher Tochter. Zwar gelang es, wie auch die Duchesse d'Angoulême später bezeugt hat („Relation de la captivité de la famille royale à la tour du Temple", p. 87), eine Verbindung zur Befreiung der Königin zu stiften, und im September wußte sich einer der Verbündeten, der Chevalier de Rougeville, Zugang in der Conciergerie, ja sogar im Gefängnisse Marie Antoinette's zu verschaffen. Angesichts der Gefangenen deutete er mit den Augen auf eine Nelke, welche er im Knopfloche trug. Die Königin fand die Nelke schön, worauf Rougeville ihr die Blume darbot. In den Blüthenfalten derselben war ein Papierstreifen verborgen, auf welchem die

Worte geschrieben standen: „Ich habe Leute und Geld zu Ihrer Verfügung.“ Allein der wachthabende Gendarme bemerkte das Papier in den Händen der Gefangenen und entriß es ihr. Der Chevalier flüchtete sich mit Noth und es scheint von da ab kein Rettungsversuch mehr stattgefunden zu haben.

Wie kärglich und kümmerlich das Dasein der Gefangenen in der Conciergerie gewesen ist, weiß Männiglich. Doch ist auf Grund unanfechtbarer Dokumente zu sagen, daß die Parteisentimentalität über dieses Thema allerhand verlogene Variationen abgeleiert hat. So z. B. Marie Antoinette habe nur drei Hemden besessen; oder, sie habe, als sie sich eines Tages ein Strumpfband stricken wollte, die nöthigen Garnfäden aus dem Ueberzug ihres Bettes herausziehen und statt der mangelnden Stricknadeln zwei Zahnstocher gebrauchen müssen*). Wohlbezeugt

*) Das Original des Inventars, welches über die Hinterlassenschaft der Königin an Leibwäsche und Kleidern, unmittelbar nach ihrer Hinrichtung, in der Conciergerie aufgenom-

ist dagegen Folgendes. Die Herbstnächte wurden kühler und die Königin bat daher den Gefangenwärter Bault, ihre eine baumwollene Decke zu verschaffen. Bault, welcher zur Erleichterung der Gefangenen that, was er konnte, beeilte sich, den Wunsch derselben bei Fouquier-Tinville anzubringen. „Was? — schrie ihn der steinherzige Staatsanwalt an — du wagst so Etwas zu verlangen? Gelüstet dich nach der Guillotine?"

An demselben 3. Oktober, an welchem der Konvent die Ueberweisung der gefangenen Girondisten an das Revolutionstribunal beschloß, nahm der Sankt Dominikus der Revolution, der düstere Fanatiker Billaud-Varennes das Wort und sagte: „Es muß noch ein weiterer Beschluß gefaßt werden.

men wurde, ist noch im französischen Staatsarchiv vorhanden (cart. W 534, regist. 11) und jetzt bei Campardon (S. 135—137) gedruckt. Dasselbe beweis't, daß die Gefangene weder an Weißzeug noch an Kleidern Mangel hatte. Was z. B. die Hemden angeht, so führt das Inventar deren nicht drei auf, sondern „quinze chemises de toile fine, garnies de petite dentelle."

Eine Frau, die Schmach der Menschheit und ihres eigenen Geschlechtes, die Wittwe Capet, soll endlich die von ihr begangenen Frevel auf dem Schaffote büßen. Ich verlange, daß das Revolutionstribunal ohne Verzug über ihr Loos entscheide.“ Und „so geschehe es“, beschloß der Konvent.

Am 14. Oktober erschien demnach die Königin vor jenem Gerichtshof, dessen Name, von einer rothen Blutwolke umwittert, mit Donnerschall durch die Jahrhunderte und Jahrtausende der Zukunft hinabtönen wird. Herman präsidirte und mit ihm bildeten Foucault, Douzé-Verneuil und Lane das Richterkollegium. Als Staatsanwalt fungirte Fouquier-Tinville, der unermüdliche Lieferant von „Gebäcken“ für „Dame“ Guillotine, als Gerichtsschreiber Fabricius. Auf der Geschworenenbank saßen Gannay (Perückenmacher), Grenier-Trey (Schneider), Antonelle (Ex-Marquis), Chatelet (Maler), Souberbielle (Chirurg), Picard (Handschuhmacher), Trinchard (Schreiner), Jourdeuil (Ex-Huissier), Devèse (Zimmermann), Deydier (Schlosser), Gimond (Schneider). So waren also „Gevatter

Schneider und Handschuhmacher" berufen, über die Tochter der Cäsaren den Wahrspruch, den Todesspruch zu fällen. Freilich, es ist das nur eine Formalität gewesen; denn der schwarze Todeswürfel für Marie Antoinette war ja schon vorher im Wohlfahrtsausschuß und im Konvent geworfen worden. Aber trotzdem, die Abkömmlingin so vieler Kaiser, welche die Krone Karls des Großen getragen hatten, von armen Teufeln von Handwerkern gerichtet — das ist ein Hohngelächter der Nemesis, schmetternd wie Weltgerichtsposaunenton!

Citoyen Antoine Quentin Fouquier-Tinville hatte großen Fleiß auf die Anklageakte verwendet und glücklich ein in seiner Art einziges Aktenstück zuwegegebracht, einen seltenen Mischmasch von Abgeschmacktheit und Brutalität. Gleich zum Eingang war darin der Angeklagten vorgeworfen, daß sie „gleich den Messalinen, Brunhilden, Fredegunden und Katharinen (von Medicis), welche man vor Zeiten Königinnen von Frankreich nannte, von dem ersten Tage ihrer Anwesenheit im Lande an die Geißel und der Blutigel (le fléau et la sangsue) der

Franzosen gewesen sei." Den untersten Bodensatz der Schändlichkeit schöpfte die Anklage in dem haarsträubenden, durch den verworfenen Hébert veranlaßten Passus aus, worin Marie Antoinette mit der Mutter Nero's, der blutschänderischen Agrippina, auf eine Linie gestellt und des namenlosen Gräuels bezüchtigt wurde, während der Gefangenschaft im Temple ihren unmündigen Sohn zum Incest verführt zu haben*). Diese Infamie, von dem Präsidenten des Tribunals beim artikulirten Verhör der Angeklagten mit Stillschweigen übergangen, aber von einem Vieh von Geschworenen in Erinnerung gebracht, entriß den Lippen der gemarterten Königin die allbekannte, in ihrer Kürze wunderbar beredte „Appellation an alle anwesenden Mütter" Als denkwürdig verdient das Gebaren von zwei der

*) „Qu'enfin, la veuve Capet immorale sous tous les rapports et nouvelle Agrippine est si perverse et si familière avec tous les crimes, qu'oubliant sa qualité de mère et la démarcation prescrite par les lois de la nature, elle n'a pas craint de se livrer avec Louis Charles Capet, son fils, et de l'aveu de ce dernier, à des indécences dont l'idée et le nom seuls font frémir d'horreur."

vorgeladenen Zeugen, Bailly und Graf d'Estaing, erwähnt zu werden. Der redliche Bailly, mit dem einen Fuße schon ebenfalls auf dem Schaffote stehend, gab auf die Frage des Präsidenten, ob er die Angeklagte gekannt habe, zur Antwort: „Ja, wohl habe ich sie gekannt" — und verneigte sich dabei ehrerbietig vor der Königin. Der Graf d'Estaing dagegen, als sollte noch an den Schranken des Revolutionstribunals daran erinnert werden, daß aristokratischer Haß der Rache der Demokratie die Wege gezeigt und gebahnt hatte, brachte seine Aussagen, welche sich insbesondere auf die Haltung Marie Antoinette's am 5. Oktober von 1789 bezogen, in übelwollendem Tone vor („avec un ton de malveillance"). Wenn er sich aber dadurch Verzeihung für seinen Besitz eines Wappens zu erkaufen wähnte, sollte er bald seines Irrthums überführt werden: — „le rasoir national" auf dem Revolutionsplatze rasirte auch ihn hinweg.

Die Pein der Prozedur währte drei Tage und drei Nächte lang; denn das Tribunal saß in Permanenz. Die Königin — niemals verdiente sie so

sehr also zu heißen! — benahm sich der furchtbaren Ermüdung trotzend, einfach, vornehm und standhaft. Nachdem ihre von Staatswegen bestellten Vertheidiger Tronson-Ducoudray und Chauveau-Lagarde gehört worden waren und der Präsident sein Résumé vorgebracht hatte, zogen sich die Geschworenen zurück. Sie hatten vier Fragen zu beantworten: — „1) Ist es erwiesen, daß Machenschaften und Verständigungen mit den auswärtigen Mächten und anderen Feinden der Republik bestanden haben; Machenschaften und Verständigungen, um diesen Feinden mit Geld beizuspringen, ihnen den Einbruch auf französisches Gebiet zu ermöglichen und den Vorschritt ihrer Waffen zu erleichtern? 2) Ist Marie Antoinette von Oestreich, die Wittwe des Louis Capet, überwiesen, derartige Verständigungen unterhalten und an solchen Machenschaften sich betheiligt zu haben? 3) Ist es erwiesen, daß ein Komplott existirte, welches darauf abzielte, Bürger gegen Bürger zu bewaffnen und also im Innern der Republik den Bürgerkrieg anzufachen? 4) Ist die Wittwe Capet der Betheiligung an diesem Komplott

überführt?" Man sieht, Citoyen Herman verschmähte es, mochte es nun aus Schamgefühl oder aus Politik geschehen, die angeblich messalinischen und agrippinischen Vergehungen in die Schuldfragestellung mitaufzunehmen. Die Geschworenen beriethen etwa eine Stunde lang; dann brachten sie ein Ja auf alle vier Fragen zurück.

Es war 4 Uhr Morgens. Die herabgebrannten Lichter verbreiteten nur eine fahle Helle in dem Sal. Düsteres Schweigen herrschte. Der Präsident ließ, nachdem Fouquier-Tinville die Anwendung der strafgesetzlichen Bestimmungen (Code pénal, sect. I, art. 4; part. II, sect. II, art. 2) auf die Schuldiggesprochene gefordert hatte, seiner Verkündigung des Urtheils die Mahnung an das Publikum vorausgehen, daß „Schuldige, wann sie einmal von dem Gesetz erreicht seien, nur noch dem Unglück und der Menschlichkeit angehörten (n'appartiennent plus qu'au malheur et à l'humanité)." Der Mund der Königin zuckte nicht, als der Todesspruch in ihr Ohr fiel. Sie hatte ja alle diese drei schrecklichen Tage und Nächte hindurch

nicht mehr um ihr Leben, sondern nur noch um ihres Namens Ehre gestritten. Stumm, aber festen Trittes wandte sie sich, zu gehen, und um 4½ wieder in ihrem Gefängniß in der Conciergerie angelangt, hat sie sich hingesetzt und jenen Brief an ihre Schwägerin, die Prinzessin Elisabeth, geschrieben, welcher nicht an seine Adresse gelangte, wohl aber an die der Nachwelt, — das zugleich hochsinnige und rührende Testament einer grausam, viel zu grausam für ihre Verfehlungen bestraften Frau*).

Während die Königin schrieb, wirbelte der Generalmarsch durch die Straßen. Die Volkswehr der 48 Sektionen von Paris trat unter Waffen, um dem Spruche des Tribunals ungestörten Vollzug zu sichern. Eine sehr überflüssige Entfaltung von trikoloren Unifor-

*) Der Gefängnißwärter überlieferte den Brief an Fouquier-Tinville, unter dessen Papieren, nicht, wie es bisher fälschlich hieß, unter den Papieren Robespierre's, er durch die Kommissäre gefunden wurde, welche, nachdem die Reaktion vom 9. Thermidor den Ankläger beim Revolutionstribunal „weggewischt" hatte, im Auftrag des Konvents die Hinterlassenschaft desselben untersuchten. Campardon gibt S. 125 fg. einen vollständigen Abdruck des Briefes.

men übrigens; denn der Schrecken der Sanguinokratie wuchtete schon zu dieser Zeit und noch acht Monate lang so bleiern schwer auf der Stadt, daß an einen gewaltsamen Versuch, die Todesfahrt Marie Antoinette's zu ihrer Rettung zu benützen, gar nicht zu denken war.

Die Königin hatte mittels des Briefes an Madame Elisabeth mit dem Leben abgeschlossen. Sie dachte jetzt nur noch daran, mit Anstand zu sterben. Das Gefühl für das Schickliche, den Frauen an- und eingeboren, regelte durchweg ihr Gebaren Angesichts des Todes. Zeitgenosse Mercier (Nouveau Paris, III, 15) drückt das so aus: „La reine ne perdit point la veille ni le jour de son supplice la passion et l'instinct d'une femme.“ Sie rüstete sorgfältig ihre Haube und zog ein weißes Kleid an. Dann richtete sie, auf ihrem Gurtbette sitzend, an die Gendarmen die Frage: „Glaubt ihr, das Volk werde mich auf das Schaffot gelangen lassen, ohne mich in Stücke zu reißen?“ „Madame“, gab einer der Wächter zur Antwort, „Sie werden auf das Schaffot gelangen, ohne daß man Ihnen ein Leid

zufügt." Jetzt kam Samson, der Oberkämmerer von Dame Guillotine. „Sie kommen zeitig, Monsieur", sagte die Königin. „Ich vollziehe, was mir befohlen ist, Madame." Er war so zeitig gekommen, um der Verurtheilten die Haare abzuschneiden; allein sie hatte diesen schrecklichen Dienst schon selber verrichtet. Man meldete ihr: „Da ist ein Pfarrer von Paris, welcher fragt, ob Sie beichten wollen." Die Königin sagte: „Ein Pfarrer von Paris? Es gibt ja keinen mehr." Der Geistliche, selbstverständlich ein „prêtre constitutionnel", kam herein, stellte sich vor und fragte: „Wünschen Sie, daß ich Sie begleite, Madame?" Worauf Marie Antoinette: „Wie Sie wollen, Monsieur."

Schlag 11 Uhr öffnete sich das Gitterthor des Hofes der Conciergerie und das Opfer trat heraus. Das Antlitz der Königin war bleich, aber ihr Blick stolz und ihr Gang fest. Die Hände waren ihr auf den Rücken gebunden und Samson hielt die Enden des Strickes. Man sah, daß er sich Mühe gab, sie nicht anzustraffen, sondern recht lose zu halten. Vor dem Thore stand der verhängnißvolle Karren, mit

schmalem Sitzbrett; vielleicht derselbe, auf welchem drei Wochen später Marie Antoinette's große Feindin, Frau Roland, zur Guillotine fuhr. Beim Anblick dieses Fuhrwerks erbebte die Königin und wankte einen Augenblick auf ihren Füßen. Wenigstens diese Schmach, mochte sie denken, hätte man der Tochter der Cäsaren ersparen können. Aber es mußte auch dieser Kelch geleert werden. Man half der Verurtheilten auf den Karrensitz. Der beeidigte Priester nahm neben ihr Platz, hinter dem Sitzbrett ein Gehülfe Samsons, dieser selbst vor der Königin, aber stehend, seinen Dreispitzhut in der Hand. Marie Antoinette trug ein weißes Unterkleid, ein schwarzes Oberkleid und über diesem ein weißes Nachtkamisol mit schwarzen Bandschleifen an den Handgelenken; ferner ein Brusttuch von weißem Musselin und eine weiße Haube mit schwarzem Band.

Der einspännige Karren setzte sich in Bewegung und rollte langsam das Doppelspalier der Volkswehrleute entlang. Die Menge war hinter dem Spalier zahlreich angesammelt, verhielt sich aber schweigend,

obgleich ein Lump, der Komödiant Grammont, seinen Dienst als Offizier der Nationalgarde schmählich mißbrauchend, sich in den Steigbügeln erhob und mit seiner Säbelspitze auf die Verurtheilte wies, wie um den Pöbel aufzufordern, das Opfer zu beschimpfen. Es geschah aber nicht, sei es aus Gleichgültigkeit, aus Mitleid oder aus Scham. Nur zuweilen brach ein „Vive la république!“ aus den Volkshaufen hervor. Und doch war das Volk die letzten Tage her giftig-systematisch zur Wuth gegen die Königin aufgestachelt worden, insbesondere durch den wilden Guffroy in seinem Journal „Rougyff“ (Anagramm von Guffroy), in dessen Nr. 8 es geheißen hatte: „Je sonne mon tocsin sur toutes les oreilles françaises, sur l'infernale Marie-Antoinette; elle a paru à la Conciergerie avec l'insolence de la p..... de Jupiter. Ces b...... de dieux de l'ancien temps ont une morgue incorrigible; il n'y a que la guillotine qui puisse expier leurs grimaces et nous empêcher de faire la figue. On la mêne ..... Alerte, alerte, crack ...., que tout soit dit. Ne vous laissez pas berner par une idée

brissotine que l'on voudra réchauffer: „„Gardez Marie-Antoinette pour faire la paix““ — vous dit-on sourdement, et moi je vous dis: Faites-lui faire le saut de carpe en avant, les mains derrière le dos, vite, vite, crack!“

Die Königin ließ während ihrer langen Todesfahrt ihre Blicke gleichgültig über die bewaffnete und die unbewaffnete Menge hinschweifen. Mit dem beeidigten Priester, der im Laienrock ihr zur Seite saß, sprach sie kein Wort. Im Vorüberfahren am Palais-Royal bemerkte sie die Inschrift: „Palais-Égalité!“ und machte unwillkürlich eine Gebärde der Entrüstung. Sie war aber zur Stunde schon an Philipp d'Orleans gerächt; denn für Philipp Egalité war ja der Todeskarren so zu sagen auch schon angespannt und zwanzig Tage später machte er denselben Weg zum Revolutionsplatz. Einen langen Schmerzensblick warf die Königin, Angesichts des Schaffots angelangt, über den Tuileriengarten nach dem Palaste hinüber, wo sie vor Jahren als Braut des Dauphin ihren Einzug gehalten

6*

hatte, von der Bevölkerung von Paris mit überschwänglichen Huldigungen überschüttet. Und heute? In der unzähligen Menge wagte es nicht ein Mann, grüßend die Hand für sie zu erheben, und wagte es nicht eine Frau, für sie bittend oder betend die Lippen zu regen. Aber getrost! Nur noch ein paar Minuten und Alles ist vorüber und verschwunden und versunken in die ewige Ruhe Nirwana's.

Sie steigt die Stufen des Schaffots hinan, so gefaßt, daß sie in diesen furchtbaren Augenblicken sogar noch der Gesetze und Formen der Höflichkeit eingedenk bleibt. Sie hat nämlich, beim Hinaufsteigen eine der Stufen verfehlend, den Scharfrichter Samson auf den Fuß getreten und unterläßt nicht zu sagen: „Entschuldigen Sie, mein Herr; ich that es nicht absichtlich." Um 12¼ Uhr fiel ihr Haupt und so verwildert war zu dieser Stunde die Revolution, daß Schuft Hébert seinen infamen „Père Duchesne" (Nr. 299) am Schlusse eines wüsten Schmähartikels über die Hinrichtungsszene sagen lassen durfte: „La g..... a été audacieuse et insolente jusqu'au bout. Cependant les jambes

lui ont manqué au moment de faire la bascule pour jouer à la main chaude, dans la crainte sans doute de trouver après sa mort un supplice plus terrible que celui qu'elle allait subir. Sa tête maudite fut enfin séparée de son f.... col de grue et l'air retentissait des cris de Vive la république! f.....!“ Dies die Leichenrede, welche der sanguinokratische Sansculottismus der Tochter Maria Theresia's gehalten hat...

Am Tage nach der Hinrichtung der Königin speis'ten Robespierre, Saint-Just, Barère und einer der Geschworenen, welche in dem Prozesse fungirt hatten, bei Venua zu Mittag. Der Geschworene erzählte die Einzelnheiten der Prozedur, und als er auf die ruchlose von Hébert gegen die Angeklagte erhobene Beschuldigung zu sprechen kam, rief Robespierre aus: „Dieser Bösewicht (scélérat) Hébert! Es war ihm also nicht genug, eine Messalina aus ihr gemacht zu haben, sondern er mußte sie auch noch zur Agrippina machen?“ Die Anwesenden erstaunten. Allein Saint-Just bemerkte in seiner knapp-sentenziösen Weise: „Die Sitten können

durch den so eben vollzogenen Akt nationaler Justiz nur gewinnen —" wozu der „Anakreon der Guillotine", Barère, den Senf gab: „Das Messer der Guillotine hat da einen hübschen Knoten der Diplomatie Europa's durchgeschnitten." Und wieder Robespierre: „Wohl, es ist ein bedeutender Schritt vorwärts auf dem Wege der Revolution; aber die Zahl der Feinde der Republik ist groß." Worauf Saint-Just: „So guillotinirt und deportirt sie alle mitsammen und konfiscirt das Vermögen der Verdächtigen!" „Ja", meinte zum Schluß Barère-Anakreon, „das Schiff der Revolution kann, wie es scheint, nur auf einem Blutmeer in den Hafen gelangen."

Das Blutmeer fehlte nicht, aber statt in den Hafen der Freiheit gelangte das Schiff nur auf die Sandbank des Despotismus und die erhabene Tragödie der Revolution verlief in das schuftige Satyrspiel des achtzehnten Brumaire.

Ein

Junker-Komplott.

1.

Der König*).

Das Gepräge der Münze des Königthums verschleift sich mehr und mehr. Nicht als ob zu wähnen wäre, die Menschen würden sich in den nächsten paar Jahr=

---

*) Die Materialien zu diesem Essay sind aus nachstehend verzeichneten Quellen geschöpft. E. G. Geijer: Des Königs Gustav III. nachgelassene und fünfzig Jahre nach seinem Tode eröffnete Papiere. 3 Bde. Hamburg 1843. — Schlözers Briefwechsel, Heft 22, S. 230 fg. — Schlözers „Staatsanzeigen", Bd. 12. — Raumer: Beiträge zur Geschichte Europa's vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges, nach französischen und englischen Gesandtschaftsberichten, 3 Bde. 1839. — Des Königl. Schwed. Hofgerichts Untersuchung und Urtheile über den Königsmörder Ankarström und übrige Mitschuldige. Aus dem Schwedischen. Greifswald, 1792. — Arndt: Schwed. Geschichten. Leipz. 1839. — Clarus: Schweden Sonst und Jetzt. 2 Bde. Mainz 1847.

hunderten oder vielmehr Jahrtausenden ihrer angestammten Niederträchtigkeit soweit entwöhnen, um die Monarchie entbehrlich zu finden und zu machen, — o nein! Solch einer phantastischen Hoffnung heute noch sich hinzugeben, nach allen den traurigen Erfahrungen unseres 19. Jahrhunderts sich hinzugeben, wäre pure, blanke Narrethei. Aber das Königthum schöpft die Bürgschaft seines Bestehens nicht mehr aus einer über alle Kritik erhaben gewähnten Quelle, aus dem sogenannten „göttlichen Recht", welches längst zu einem Spottlachen geworden ist, sondern es beruht nur noch, wie eben in unseren Tagen Alles und Jedes, auf Nützlichkeitsgründen. Die Dummheit der bildungslosen Massen nämlich glaubt und die Feigheit der gebildeten Stände stellt sich an zu glauben, Monarchie oder Anarchie seien die einzigen Möglichkeiten; eine dritte gebe es nicht.

— Sheridan (zur betreffenden Zeit Attaché der englischen Gesandtschaft in Stockholm): History of the late revolution in Sweden. Dublin 1778. — Clarke: Travels in various countries, p. IV, t. I (Scandinavia). London 1811—12. — Brown: The northern courts. tom. 2. Lond. 1818. — Nouvelle Biographie générale. Paris 1845 seq.

Der überirdische Nimbus des Gottesgnadenthums um das Haupt des Königthums her ist demnach erloschen: es glaubt, so bis-an-das-Ende-aller-Dinge-muckerisch-welfisch-zuversichtlich es mitunter sich äußern mag, selber nicht mehr daran. Vielmehr wissen die Könige, obzwar sie es sich verhehlen möchten, recht gut, daß sie nur auf der so eben angedeuteten Basis stehen; auf einer Basis also, welcher zwar keineswegs die Dauerhaftigkeit abgesprochen werden kann, der jedoch das Eigenschaftswort „reinlich" weniger zukommt.

Es ist nun aber ein unbehaglich Gefühl, auf einem so dreckigen Boden zu stehen, und dieses Gefühl vermögen sehende Augen auf den Gesichtern der Könige unserer Zeit großgedruckt zu lesen. Die „göttliche" Sicherheit ist dahin, die fixe Idee der Unfehlbarkeit und Unverantwortlichkeit stößt immer unsanfter mit fixeren Thatsachen zusammen, das naive Allmachtbewußtsein hat einem künstlich zurechtgeflickten Platz gemacht und mitunter gibt sich sogar die voreilige Besorgniß kund, die Säulen Jachin und Boas der Monarchie, der Afterglaube

der Völker und die gemeine Selbstsucht der Gebildeten und Bevorrechteten, seien wankender als sie in Wahrheit sind und noch lange, vielleicht allzeit sein werden. Arme Könige! Ihr vertraut nicht mehr so recht auf euch selbst, und das verleiht eurem Wollen und Thun, eurem ganzen Sein und Erscheinen den unerquicklichen Charakter der Halbheit, ja geradezu etwas Schemen- und Schattenhaftes, so daß das Königthum von Heute häufig genug nur noch als ein Gespenst des Königthums von Ehemals sich darstellt.

Wie so ganz anders treten die Kronenträger des 18. Jahrhunderts vor uns hin! Sie waren inhuman, sie waren brutal, sogar in ihren Bestrebungen als „erleuchtete" Despoten, sie waren roh und grausam selbst als gekrönte „Aufklärer", voll souverainer Verachtung der Menschen und Menschenrechte, mühlsteinhartherzig, genußwüthig bis zur Bestialität, gänzlich gewissen- und skrupellos, Unterthanenschinder, Jagdwütheriche, Menschenfleischhändler, — aber sie waren Gestalten aus einem Guß, Charakterfiguren, ganze Kerle. Nichts Verschwomme-

nes und Verschliffenes, nichts Schemenhaftes und Gespenstiges an ihnen! Despoten durchweg, Tyrannen häufig, Wohlfahrtsausschüßler auf Thronen, Scheusale nicht selten, Narren dann und wann; aber immerhin Menschen von Knochen, Fleisch und Blut, Leute von Rasse, Originale.

Gegen die Sündflutzeit hin, also vom hubertsburger Friedensschluß ab und bis in die achtziger Jahre hinein, hatte der Despotismus noch einen ganz eigenthümlichen Beigeschmack, indem er mit der Essenz der revolutionären Philosophie des Jahrhunderts sich parfümirte. Er roch nach Voltaireismus und Dideroterie, mitunter sogar ein Bißchen nach Jean-Jacquerie. Doch ist der letztgenannte Parfüm in den bevorrechteten Kreisen bald nicht mehr comme il faut gewesen: — sein Geruch war gar zu scharf. Den „Pucelle"-Spaß hatte man lustig mitgelacht; aber den „Contrat-Social"-Ernst fand man denn doch zu ernsthaft, und wo man allenfalls gute Miene dazu machen wollte, ward eine Grimasse daraus. Als es dann vollends weltgerichtsposaunentönig rheinherüber rasaunete:

„Allons, enfants de la patrie!“ da erblickte und verabscheute man in dem bislang als himmlischem Genius geliebkos'ten Geist des Jahrhunderts nur noch den höllischen Dämon ....

Zu jener Zeit hat droben in Schweden ein König gelebt, welcher, sich selber einen „roi citoyen“ nennend, als Revolutionär anfing und als Don Quijote der Reaktion endete; ein König, welcher im Namen der Freiheit das Junkerthum zu Boden trat und dafür schließlich im Namen der Freiheit vom Junkerthum ermordet wurde, — ohne daß weder in diesem noch in jenem Falle gelogen worden wäre. Denn, in Wahrheit, Gustav der Dritte sowohl, als auch die schwedische Adelskaste wollten ernstlich die Freiheit, nämlich jener und diese wollte sie für sich. Sie wollten frei, d. h. Alleinherren sein in Schweden. Der Adel war es seit dem Tode Karls des Zwölften, des Könignarren oder Narrenkönigs, gewesen und diese schwedische „Freiheitszeit“, dieses Junkerregiment hatte dann auch glücklich den Staat zur wüstesten Zerrüttung, das Volk zum bittersten Elend herabgebracht, wie das überall und all-

zeit der junkerlichen Herrschaft naturnothwendige Folge gewesen ist. Gustav der Dritte entriß dem Junkerthum das Scepter, was ihm hauptsächlich darum gelang, weil die Adelsanarchie in sich selber uneinig gewesen ist, indem die eine Partei der Junker, die „Hüte", ganz offenkundig an Frankreich, die andere, die „Mützen", ebenso offenkundig zuerst an England, dann an Rußland verkauft war. Der König hat die erlangte Gewalt anfänglich zur Basis einer Helden- und Herrscherrolle im großen Style zu machen den guten Willen gehabt. Leichtsinn und Lüderlichkeit ließen ihn aber nur dazu kommen, die Rolle eines Königs der Komödie, eines flunkernden Komödiantenkönigs zu spielen. Sein „Abgang" im fünften Akt hatte jedoch etwas Echttragisches, das noch erhöht wurde durch das Wiederhervorbrechen der besseren Seite seiner Natur auf dem Sterbebette.

Es dürfte ein reinmenschliches, sowie auch ein historisch-didaktisches Interesse darbieten, den Auf-, Vor- und Ausgang dieses Neffen Friedrichs des Großen mitanzusehen. Aber vom Gesichtspunkte geschichtlicher Wahrhaftigkeit aus, nicht vom Stand-

punkte des guten Ernst Moritz Arndt, dessen deutsch-unterthänig oder, wie er arndtisch sagte, „königisch" organisirtes Gehirn jedes Mal vor Entzücken wirbelig wurde, wann er auf einen seiner angestammten Könige und Herren zu sprechen kam, und welcher demnach auch von dem Schwedenkönig, dessen geborener Unterthan zu sein er hoch sich rühmte, nur in der lobpsallirenden Tonart geredet hat, wie sie dem zur Begeisterung potenzirten beschränkten Unterthanenverstande gegenüber einer königlichen Majestät geziemt.

Gustav, nachmals der Dritte genannt, ist am 13. Januar 1746 geboren worden, der älteste Sohn des Schwächlings und Königschattens Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp und der preußischen Prinzessin Luise Ulrike, in welcher eine starke Ader vom Geiste und auch vom Despotengeiste ihres Bruders Friedrich pulsirte. Sie ertrug daher keineswegs so geduldig wie ihr Herr Gemahl die Nullität, in welcher der wirkliche und vielköpfige König, der

„Reichsrath“, das nominelle Königthum hielt, und sie hat es auch nicht an Machenschaften fehlen lassen, das Joch dieser Nullität zu brechen, so oft der wüthende Parteizank zwischen den „Hüten“ und den „Mützen“, welcher den Reichsrath, d. h. das oberste Centrum des schwedischen Junkerregiments zerriß, eine günstige Gelegenheit zu bieten schien. Ihre Versuche liefen aber übel ab und sie mußte sich der Hoffnung auf ihren heranwachsenden Sohn trösten, welcher allerdings der Junkerei den Meister zeigte; aber nicht zum Vortheil seiner Mutter, wie diese gehofft hatte, sondern zu seinem eigenen.

Der Haß gegen den Uebermuth einer feilen, an das Ausland verkauften, durchaus nichtswürdigen Oligarchie, welche gleich der adeligen Ochlokratie Polens ein abschreckend weltgeschichtlich Beispiel gegeben hat, was für eine verläßliche Stütze der Adel für die Throne sei, — dieser Haß wurde dem Prinzen schon an der Wiege vorgesungen und zwar mit größtem Erfolg. Gustav konnte auch mit Grund sagen, daß er schon in der Wiege von den Junkern tyrannisirt worden sei. Die gerade im Reichsrath

herrschende Partei schlug nämlich vor, daß der kleine Kronprinz mit der wenige Tage nach ihm geborenen Prinzessin Sophie Magdalene von Dänemark verlobt würde, und setzte diese Verlobung, gegen welche Gustavs Eltern des Entschiedensten auftraten, i. J. 1750 durch. Der frühreife Prinz gewann überhaupt schon in seinen Knabenjahren so viele Einblicke in das freche junkerliche Treiben und er wurde schon frühzeitig so gewaltsam zwischen den Mützen und Hüten hin- und hergezerrt, daß wir seiner Aufzeichnung Glauben schenken dürfen, in seinem vierzehnten Lebensjahre sei seine Ansicht über den Adel fertig und sein Entschluß in Betreff des künftigen Verhaltens gegen denselben gefaßt gewesen. Am meisten habe er zu dieser Zeit gehaßt und verabscheut den Reichsrath Palmstjerna, den Freiherrn Pechlin und den Grafen Tessin. Der letztgenannte Magnat, Gustavs Hofmeister, hatte eine heftige Leidenschaft für die Königin Luise Ulrike gefaßt und behelligte dieselbe mit verliebten Zumuthungen, bis endlich die beleidigte Dame eine Scene herbeiführte, welche die Entfernung des Grafen vom Hofe zur Folge hatte.

Der Prinz war sechszehn Jahre alt, als der unrühmliche Antheil, welchen Schweden am siebenjährigen Kriege genommen hatte, durch den Friedensschluß von 1762 beendigt wurde. Gustav hegte den Wunsch, für eine Weile in die preußische Armee zu treten, um der Unterweisung seines großen Ohms in der Kriegskunst und im Königsgeschäft theilhaft zu werden, und sprach diesen Wunsch lebhaft aus. Allein der Reichsrath sagte Nein, denn es konnte den Herren Junkern keineswegs dienlich erscheinen, daß ihr künftiger Namenskönig etwas Tüchtiges lernte. Vier Jahre später setzte der Reichsrath einem wunschweise geäußerten Nein des Kronprinzen sein befehlendes Ja entgegen. Gustav machte nämlich einen Versuch, dem ihm selber, noch mehr aber seiner Mutter verhaßten dänischen Ehebunde zu entrinnen; aber vergebens. Der Reichsrath ordnete sofort den Vollzug dieser Heirat an und am 26. September 1766 mußte der kronprinzliche Bräutigam wider Willen nach Helsingborg gehen, um seine Braut zu empfangen. Die Erscheinung derselben machte nicht etwa einen ungünstigen Eindruck auf ihn. Er schrieb im

Oktober aus Gothenburg an den Grafen Scheffer: „Der Anblick der Prinzessin war sehr edel. Sie sieht gut aus, ohne gerade schön zu sein; sie ist sehr wohlgewachsen, stellt sich mit Würde dar, ist nur etwas zu artig für ihren Rang und schüchterner als sich für ein Frauenzimmer von Stande schickt. Sie ist die Güte selbst, still und mild. Ich versichere Sie, daß ich in ihr eine Frau bekommen zu haben glaube, welche für mich paßt. Sie besitzt Schönheit genug, um angenehm zu sein, und nicht genug, um mir den Kopf zu verdrehen; sie hat hinlänglich Verstand, um sich nicht dumm zu betragen, und Charakter-Sanftmuth genug, um sich keine Gewalt über mich anzumaßen" ...*). Und dennoch: — arme Sophie

*) In den „Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel", deren französische Originalhandschrift zuerst nur als Manuskript gedruckt, dann aber (1866) in deutscher Uebertragung veröffentlicht wurde, findet sich (S. 46) folgende Aufzeichnung von der Hand des Landgrafen über die Brautfahrt nach Helsingborg, welche der Verfasser im Auftrag des Dänenkönigs mitgemacht hat. „Auf der Brücke von Helsingborg wurde ich sehr höflich empfangen und unmittelbar in das Haus des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Gustav des Dritten, geführt, welcher mich mit offenen Armen

Magdalene! Dein Loos war ein richtiges Prinzessinnenloos. Dein Herr Gemahl hatte ja, nach gieriger Erschöpfung aller von der Natur gebotenen

---

empfing. Er war ein geistig sehr begabter Fürst, der eine ausgezeichnete Erziehung genossen hatte; aber er hatte etwas Falsches in seinem Ausdruck, was mir gleich auffiel. Als die Kronprinzessin sich näherte, begab er sich auf die Brücke, wohin ich ihn begleitete. Ich stand neben ihm, als er sah, wie sie sich im Schiffe erhob, um an's Land zu gehen. Er rief ganz laut: „Gott, wie schön ist sie!" Und wirklich hatte sie eine sehr majestätische und schöne Haltung. Besonders war sie schön, wenn sie im großen Putz erschien. Sie war groß, hatte große schöne Augen und einen sehr wohlwollenden Ausdruck in ihrem Gesicht. Der Kronprinz reichte ihr die Hand und führte sie in sein Haus. Es war ohne Zweifel das beste in Helsingborg, welches damals nur einstöckige Häuser mit vielen Strohhütten hatte. Die Dragoner von Schonen machten längs der Straßen Spalier, große Leute mit kleinen Pferden und mit Uniformen aus Karls des Zwölften Zeit. Alles hatte ein eigenthümliches, sehr kleinliches Aussehen. Abends war Ball im Hause des Kronprinzen, wo man einen Tanzsal auf dem Boden eingerichtet hatte. Statt der Tapeten hatte man die Decken von Handpferden und ähnliche Dinge aufgehängt, um die Seitenwände dieses Gemaches zu bedecken. Der Ball begann. Als Herr von Llano, spanischer Gesandter in Dänemark, welcher auch nach Helsingborg gekommen war und sehr gut tanzte, aber sehr groß und von einem Gewicht war, welches einen festeren Ballsal als diesen erforderte, anfing, mit

Genüsse, sich zur Widernatur gewendet und war auf schmachvollen Lasterwegen bis zur Impotenz hinabgestiegen. Außerdem empfing dich deine Schwiegermutter Luise Ulrike mit einem unerbittlichen, mit einem wahrhaft knöchernen Altweiberhaß, welcher kein, aber auch gar kein Mittel verschmähte, von Anfang an deinen Gemahl in jeder Weise gegen dich zu verhetzen und deine Tage kummervoll, deine Nächte schlummerlos zu machen. Das gab eine sehr unerquickliche, unglückselige Ehe ab, wenn überhaupt eine solche statthatte. Auch der Prinz fühlte sich unter dem Doppeljoch der Anmaßlichkeit des übermüthigen Junkerthums und seiner herrschsüchtigen Mutter sehr gedrückt und unbehaglich. Er führte damals ein Tagebuch und darein hat er zum Jahresschluß von 1767 die Verse aus Voltaire's „Oedipe" geschrieben:

„Le passé m'épouvante et le présent m'accable,
Je lis dans l'avenir un sort épouvantable."

---

seiner gewohnten Lebhaftigkeit zu tanzen, wollte der Sal zusammenbrechen. Man stellte deßhalb den Tanz ein, bis man den Boden mit Balken gestützt hatte."

Ein sonderbar Ding, dieses kronprinzlich gustavische Tagebuch! Ein Amalgam von Schwärmerei und Blasirtheit, ganz eigenthümlich durchsäuert von unwillkürlich sich kundgebenden Wünschen einer ungeduldigen Kraftgenialität. Nicht selten begegnen uns da Aeußerungen, die im „Diary" Byrons stehen könnten. So aus dem Jahr 1768 die Worte der Entrüstung über die Machenschaften Katharina's der Zweiten in Polen und über die feige und feile Lumpigkeit des weiland Buhljungen der Czarin, Stanislaus Poniatowski, welchem der prinzliche Tagebücheler zudonnert: „Welche Infamie! Du bist weder König noch Bürger. Stirb, um deines Vaterlandes Selbstständigkeit aufrecht zu erhalten, und unterwirf dich nicht unwürdig dem Joche!" Ganz lyrisch schwärmt Gustav weiterhin über den gleichzeitigen Freiheitskampf der Korsen. „Ihr General Paoli ist jetzt der größte Mann der Zeit. Könige der Erde kommt, um in der Schule eines einfachen korsischen Bürgers die Lehren der Tugend, des Muthes, der Gerechtigkeit und Seelengröße zu empfangen, die euch vielleicht unbekannt sind." Mitten

zwischen derartigen Auslassungen stehen Citate aus den Memoiren des Kardinals Retz, welche der Prinz damals eifrig studirte. Vom Ganzen empfängt man den Eindruck, Gustav sei ein echter Blutsverwandter seines preußischen Oheims gewesen. Friedrich hat ja auch, wie Jedermann weiß, zu Rheinsberg in tugendhafter Entrüstung mit der einen Hand den Machiavelli widerlegt, während er zur gleichen Zeit mit der andern Pläne entwarf, bei deren Ausführung er den Machiavellismus übermachiavellisiren wollte. Schon i. J. 1769 sann Gustav alles Ernstes darauf, gegen den Adel einen Staatsstreich zu wagen. Die Indolenz und Muthlosigkeit seines Vaters war aber der Insceneſetzung des Projekts, welches der Prinz ein Jahr zuvor in einer ausführlichen Denkschrift erörtert hatte, so hinderlich, daß es vertagt werden mußte.

Die Lage des Prinzen nahm in Folge dessen an Unbehaglichkeit zu und ebenso durch die Mißbilligung, welche seine Stellung, d. h. Nichtstellung zu seiner Frau im Publikum fand. In Betreff dieses Punktes aber fragte Gustav der öffentlichen Mei-

nung Nichts nach und klagte seinerseits über „die Langeweile, welche die Prinzessin begleitet", sowie über „ihre Schroffheit und wenig behagliche Umgangsart." Er sehnte sich aus Schweden fort, um wenigstens für eine Weile Alles abzuschütteln, was ihn drückte und quälte, und dieser Reisedrang zielte besonders auf Frankreich ab, seitdem Graf Kreutz, außerordentlicher Gesandter Schwedens in Paris, von der französischen Hauptstadt her in seinen Briefen den Prinzen von Voltaire und allen den pariser Herrlichkeiten des „philosophischen Jahrhunderts" gar lockend unterhielt. Im Spätherbst von 1770 durfte Gustav endlich reisen und eilte über Dänemark und durch Deutschland Paris zu, wo er zu Anfang Februars 1771 anlangte, seines Weilens aber nicht lange war. Denn schon am 1. März empfing er von Daheim die Botschaft, daß sein Vater Adolf Friedrich am 12. Februar gestorben sei, und zwar so, wie es eines Roi fainéant nicht unwürdig. An einer durch ein überschweres „Gemengsel von Heißwecken, Sauerkohl und Austern" verursachten Magenüberladung nämlich.

Gustav der Dritte — denn der war er jetzt — benützte die ihm knapp zugemessene Zeit in der Hauptstadt Frankreichs vortrefflich, um sich den Nerv der Dinge zu verschaffen, welche er nach seiner Heimkehr in Ausführung zu bringen entschlossen war. Er machte dem scharlachenen Weibe, welches damals im Königsschlosse von Versailles babylonisch thronte, Madame Dubarry, dienstbeflissen seinen Hof und fand Gnade in den Augen der Sultana des fünfzehnten Louis. „Die Maitresse ist für uns — schrieb er triumphirend an einen Vertrauten nach Stockholm — und des Königs Herz.“ Bei sothanen Umständen schlug Gustav aus der französischen Staatskasse 12 Millionen Livres „Subsidien“ heraus. Die armen und geplagten Unterthanen des allerchristlichsten Königs waren zwar damals am Verhungern; allein auf solche niedrige Nebenumstände braucht die hohe Politik nicht zu achten und Frankreich hat ja bekanntlich „allzeit die Mittel besessen, seinen Ruhm zu bezahlen.“ Es gehörte aber dazumal ganz wesentlich mit zur französischen Gloire, mit den Millionen, welche man dem armen, zerlumpten

und hungernden Jacques Bonhomme an der Seine, Marne, Loire, Rhone und Garonne auspreßte, droben am Mälar die langen und leeren Taschen schwedischer Prinzen und Junker vollzustopfen.

Auf seiner Heimreise ging der junge Schwedenkönig über Berlin; wahrscheinlich, um auf der Terrasse von Sanssouci beim Ohm „Sauertopf", wie der alte Fritz in der Familie hieß, ein eiliges Privatissimum über den „Despotisme illustré" zu hören. Am Vorabend von Pfingsten landete Gustav zu Karlskrona und wurde hier von dem Senior des Reichsraths, Graf Ekeblad, als König begrüßt. Ein wirklicher zu sein, nicht bloß ein schemenhafter, das war Gustavs energischer Entschluß und er ging sofort, obzwar sehr sachte auftretend und vorsichtig ausschreitend, an die Ausführung desselben. Der feste Grund, auf welchem er fußte, war die Thatsache, daß die schamlos-selbstsüchtige adelige Mißregierung in den Volkskreisen eine bittere Unzufriedenheit hervorgerufen hatte. Der Haupthebel, welchen er anzuwenden beschloß, war demnach die Eifersucht und Erbitterung des Bürgerstandes und der

Bauerschaft gegen das Junkerthum. Als ein ebenso handliches wie unentbehrliches Werkzeug schnitt er sich eine höfische Militärpartei zu, bei deren Bildung ihm der Haß zwischen Hüten und Mützen natürlich sehr zu statten kam. Zuvörderst aber führte er — bei Eröffnung des Reichstags von 1771 — die Rolle eines Friedensfürsten und Versöhners mit vielem Anstande durch, wobei ihn seine bedeutende rednerische Begabung sehr unterstützte. Obgleich noch jung an Jahren, war er ein Greis an Verstellung. Selbst der „Principe" des Staatssekretärs von Florenz hätte seine Sache nicht besser machen können. Mittels seiner recht augenfällig hervorgekehrten Beflissenheit, eine Aussöhnung und Vereinbarung zwischen Mützen und Hüten zuwegezubringen — die sogenannte „Komposition" — wie nicht minder mittels scheinbar höchst harmloser Lebensführung — er ordnete allerhand theatralischen Schnickschnack an, stickte allerhöchsteigenhändig Kissen und Teppiche, entwarf Zeichnungen zu Orden und Ordenkostümen — wußte er sich den Augen der Junker als ein wohlmeinender, dem Vergnügen

ergebener Scheinkönig darzustellen. Inzwischen aber arbeitete er, von dem französischen Gesandten Vergennes mit blanken „Platten" (ecus) unterstützt, eifrigst an der Bildung der erwähnten Militärpartei, wozu ihm der Offiziersklubb „Swenska Botten" das Material lieferte. Dieser Klubb, an dessen Spitze der Dragoneroberst Freiherr Jakob Magnus Sprengtporten stand, wurde unter Gustavs kluger Einwirkung mehr und mehr ein royalistischer. Sprengtporten war der Mann, welcher den Plan zum Staatsstreich von 1772 entworfen hat.

Am 29. Mai dieses Jahres wurde die Krönung Gustavs gefeiert und ein Vierteljahr später machte er sich zum wirklichen Könige. Die Vorbereitungen zu dieser Revolution von obenher wurden mit großer Sorgfalt getroffen. Die Geldmittel schaffte Vergennes, im Ganzen 2,034,000 Thaler Kupfermünze. Es wurden Beutel voll Dukaten bereit gehalten, um bei der Garde und der Artillerie in der entscheidenden Stunde dem Royalismus das nöthige Gewicht zu geben; bei der Infanterie wurde ein Sechsthalerzettel für den Mann bestimmt. Solche

Mitglieder der bestehenden Regierung und des Reichstags, von welchen ein mehr oder weniger energischer Widerstand zu erwarten war, sollten durch Verhaftnahme zum Voraus unschädlich gemacht werden. So die Reichsräthe Ribbing und Funck, so die adeligen Reichstagsmannen Essen, Frietsky und Pechlin, die geistlichen Wijkman und Gadolin, die bürgerlichen Sebaldt und Sorbon. Von großer Wichtigkeit war die Herüberziehung der Bürgerwehr von Stockholm zur königlichen Sache. Sie wurde aber geschickt bewerkstelligt. Ein Meisterstreich von Hinterlist ist es gewesen, daß Gustav und seine Helfershelfer das, was sie planten, den Gegnern unterschoben. Es wurde nämlich, als im Publikum die Sage vom nahebevorstehenden Ausbruch einer Verschwörung zu rumoren begann, in der Armee und im Volke sehr kunstreich das Gerücht ausgesprengt, es sei allerdings Etwas im Werke, aber g e g e n den König, dessen Freiheit und Leben von den Junkern bedroht wären.

Bei Vergegenwärtigung von Alledem kommt Einem unwillkürlich der Einfall, der Chef der Ge-

sellschaftsretterbande vom Dezember 1851 habe mit seinem Staatsstreich ein Plagiat an dem gustavischen begangen. Auch der Zug verstärkt noch die überraschende Aehnlichkeit, daß, wie am Abend des 1. Dezembers von 1851 im Palais Elysée eine große und muntere Gesellschaft versammelt war, so Gustav der Dritte am Abend des 18. August von 1772, also am Vorabend seiner Gesellschaftsrettung, im stockholmer Schlosse ein großes Souper mit Konzert gab und dabei in ungezwungenster Weise den liebenswürdigen Wirth machte, ein ganzes Feuerwerk von Scherzen und Witzen loslassend. Damit freilich ist die angedeutete Aehnlichkeit zu Ende. Denn erstens war der Schwedenkönig, Alles zusammengehalten, nicht allein berechtigt, sondern geradezu verpflichtet, dem schandbaren und verderblichen Junkerregiment ein Ende zu machen. Zweitens ist er bei Ausführung seines Plans mit seiner Person tapfer eingestanden. Drittens hat er seinen Sieg nicht mißbraucht wie ein mordwüthiger Tiger, sondern er verfuhr mit schonungsvoller Menschlichkeit und Milde. Selbst gegen entschiedene Gegner so

milde, daß der allerentschiedenste, der General Pechlin, nur wenige Monate in Haft blieb. Blut ist bei der ganzen Haupt- und Staatsaktion vom 19. August 1772 gar nicht geflossen. Dagegen ging durch diese allerhöchstselbst gemachte Revolution, welche binnen zwei Stunden den König aus einer Marionette der Oligarchie zum Diktator umwandelte, ein sehr stark vorquillender komödischer Zug hindurch. Die Junker allerdings spielten zwar nicht tragische, aber doch traurige Figuren, während Gustav in seiner Rolle als König-Komödiant geradezu glänzte. Er gaukelte und schauspielte vortrefflich, indem er nach Umständen den Patrioten, den Helden, den Rhetor und sogar den Betbruder sehen ließ. Als er in der Hauptwache zu den versammelten Offizieren und Unteroffizieren zur entscheidenden Ansprache herantrat, rednerte er sich in einen Enthusiasmus hinein, daß er momentan wohl selbst glaubte, was er sagte. Er sprach schwungvoll von Gustav Wasa und Gustav Adolf, von der Rettung des Vaterlandes, von der Abschaffung der junkerlichen Mißgewalt und der Wiederherstellung der uralten schwedischen Freiheit. Schließ-

lich versicherte er hochpathetisch, er entsage „feierlich dem verhaßten Absolutismus (schwed. envälde, Alleingewalt, Alleinherrschaft) und anerkenne es für die höchste Ehre, der erste Bürger eines freien Volkes zu sein." Als er dermaßen flunkerte, hatte er die neue, von ihm verfertigte „Verfassung", welche er dem Lande aufzwingen wollte, schon in der Tasche, welche unter dem blassen Scheine des Konstitutionalismus — aber der Konstitutionalismus ist ja an und für sich und immer und überall nur blasser Schein und blauer Dunst — das Königthum so ziemlich zum absoluten machte. Denn Reichsrath und Reichstag blieben zwar nominell bestehen, waren aber nur Maschinen, welche der königliche Wille mit einiger Geschicklichkeit und Geduld nach Belieben lenken zu können hoffen durfte. Das Wesen der Gewalt vereinigte Gustav in *seiner* Hand .... Die Schlußscenen der Umwälzung waren mit großem Pomp und Prunk angeordnet: — das „Volk" mußte doch auch Etwas davon haben, etzliches Spektakel nämlich. Am 20. August that der König auf dem Marktplatze der Hauptstadt eine große Rede an die

versammelte Bürgerschaft, um sie zur Leistung des neuen Huldigungs- und Treueschwurs zu begeistern, und erreichte diesen Zweck vollständig. Am folgenden Tage mußte der Reichstag daran. Die Repräsentanten der vier Stände wurden im Reichssale versammelt, um welchen her, natürlich nur zur Erhöhung der Feierlichkeit, starke Truppenmassen, auch hinlänglich viele Kanonen und Kanoniere mit brennenden Lunten aufgestellt waren. Gustav hielt vom Throne herab wiederum eine große Rede, worauf die neue „Konstitution" vorgelesen wurde. „Wollt ihr sie annehmen, beschwören, unterschreiben und besiegeln, ihr Herren vom Adels-, Priester-, Bürger- und Bauernstande?" — „Ja wohl, mit Freuden." — (Schade, daß es damals noch keine Photographie gegeben hat, welche die Gurkensalatgesichter der schwedischen Junker in diesem „erhebenden" Augenblicke hätte fixiren können.) — „Und sagt Niemand nein?" — „Niemand." — „Nun wohlan," sprach der König gerührt, zog ein Kirchengesangbuch aus der Tasche und stimmte mit heller Stimme an: „Herr Gott, dich loben wir!" und

wohl oder übel mußte die Versammlung mit einstimmen. — Es ist doch eine schöne Sache um die Frömmigkeit! Kein Universalhilfsmittel, das an Vielbrauchbarkeit und Wirksamkeit ihr gleichkäme, weßhalb denn auch die Gaukler und Gauner mit diesem der menschlichen Dummheit so wunderbar sympathischen Arkanum allzeit so gern operirt und so herrliche Geschäfte gemacht haben. Heil dir, o Humbug!

2.

Das Komplott.

Es ist und bleibt eine denkwürdige Thatsache, daß die genialsten Menschen aller Zeiten entschieden zum Fatalismus sich bekannt haben. Schon in den ältesten Dichtungen des Orients, dann in den homerischen Gesängen, in der attischen Tragödie, weiterhin in der bedeutendsten Offenbarung des römischen Genius, im Lehrgedichte des Lukrez, ist dieses Thema mächtig angestimmt worden, um bis auf unsere Tage

herab unaufhörlich variirt zu werden. Durch die älteste Urkunde germanischer Weltanschauung, durch die Edda geht ein Schicksalglaubenszug, eisig, wie von den Gletscheröden Islands kommend, bis auf's Mark einschneidend. Die Welt shakspeare'scher Dichtung durchdröhnt der Fatalismus mit der majestätischen Eintönigkeit einer bach'schen Fuge, gespielt auf einer Riesenorgel. Wie sehr Göthe ein Fatalist gewesen, ist bekannt. In der vielcitirten Stelle im Egmont: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch und uns bleibt Nichts als, muthig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken" — macht er der Lehre vom freien Willen des Menschen noch eine Einräumung; allein er gibt sich selber ein Dementi, indem er später seinen Helden sagen läßt: „Es glaubt der Mensch, sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen, und doch wird sein Innerstes nach seinem Schicksale gezogen." Noch mehr, Wolfgang der Große hat auch die Ueberzeugung verlautbart, daß je höher der

Mensch auf der sozialen Leiter stehe, desto mehr seine Unfreiheit zunehme. Deßhalb legte er der Statthalterin Margaretha die Worte in den Mund: „Oh, was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben sie zu beherrschen und sie treibt uns auf und ab, hin und her.“ Noch allgemeiner faßte das, der sozialen Aristokratie die geistige gesellend, der größte Poet Schwedens, Tegnér, wenn er in einem berühmten, im Jahre 1813 auf Napoleon gemünzten Gedichte sagte: „Dichter, Denker und Helden, Alles, was herrlich auf Erden, wirkt blind, wie der Geist es will“*).

Aber fiele damit in den Welthändeln nicht alle moralische und rechtliche Verantwortlichkeit weg? Freilich, oder vielmehr diese Verantwortlichkeit braucht nicht erst wegzufallen, kann nicht wegfallen; denn sie hat ja gar nie existirt. Die ganze Moral der Weltgeschichte läßt sich auf die Formel zurückführen: Macht oder Unmacht, Gelingen oder Mißlingen,

---

*) **Skalden, tänkaren och hjelten,**
Allt det herrliga på jorden,
Verkar blindt, som anden vill.

Sieg oder Niederlage, Reichthum oder Armuth. Will man diese Anschauung, nein, diese Thatsache mit der Bezeichnung „Pessimismus“ abfertigen, so mag man das zum Troste schwacher Seelen und zur Berückung blöder Geister immerhin thun; allein hierüber hinaus wird dadurch schlechterdings Nichts gewonnen und die infernalische Komödie des Daseins der Menschheit nicht um einen einzigen Blutakt, nicht um eine einzige Thränenscene ärmer . . .

Wäre der Vers Tegnérs schon zu Gustavs des Dritten Zeit gedichtet gewesen, der König hätte sich zu seinen Gunsten darauf berufen können. Wenn nicht als Held, so doch als Poet. Denn in der That, Se. Majestät von Schweden war ein Stück von einem Dichter, und zwar von einem dramatischen oder, besser gesagt, von einem theatralischen. Ist doch das Schauspielen von Kindheit auf seine Leidenschaft gewesen und das Kostümiren, Deklamiren und Agiren alle seine Lebtage sein liebster Zeitvertreib geblieben. Ein ganzer Theaterkönig, war er auch wenigstens ein halber Theaterdichter. Zwar der Herzschlag echter Leidenschaft fehlt den ernsten

und scherzhaften, von ihm in Prosa geschriebenen Dramen — „Gustav Wasa“, „Gustav Adolf und Ebba Brahe“, „Helmfelt“, „Frigga“, „der betrogene Pascha“ — aber sie bewegen sich leicht, natürlich und zierlich und sind an theatralischen Wirkungen reich. Des Königs Hofdichter Kellgrén hat dann die Prosa seines Gebieters in Verse von fließendem Wohllaut umgesetzt und insbesondere aus dem Drama „Gustav Wasa“ eine Oper geschaffen, welche das Entzücken der Schweden wurde. Sie ist am 19. Januar 1786 zum ersten Mal aufgeführt worden und zwar auf der Bühne des neuen, von Gustav erbauten Opernhauses. Als der König bei der 23 Mal wiederholten Aufführung in vollen Zügen seiner Autoreitelkeit genoß, da ist ihm, wenn er aus seiner Loge auf das Beifall jauchzende Publikum im Sale niederschaute, gewiß keine Vorahnung von der schwarzen Stunde gekommen, wo er, aus derselben Loge in denselben Sal hinabgestiegen, der passive Held eines tragischen Stückes werden sollte, aus welchem man später auch eine Oper machen würde. Thörichtester Wunsch des Menschen, die

Zukunft vorherwissen zu wollen! Mit der Erfüllung dieses Wunsches würde unser Geschlecht das höchste Leid treffen und das ohnehin von tausenderlei Qualen zerrissene Dasein würde so unerträglich werden, daß die verzweifelnde Menschheit zum Selbstmord greifen müßte.

Gustav der Dritte wußte sich Etwas damit, seine Brüder in Apoll um sich zu versammeln. Sein Hof war wirklich eine Art von Musenhof, an welchem es aber nicht nur minneliederlich, sondern auch und mehr noch minnelüderlich herging. Satirische Spiegelbilder dieser Minnelüderlichkeit finden sich zahlreiche in den Spottliedern und Epigrammen des „schwedischen Anakreon", jenes hochbegabten Karl Michel Bellman, welcher, zopfig zu sprechen, auf seiner reichbesaiteten Leier die ganze Tonleiter vom Schnappsrauschjodler und Zotenschwank bis hinauf zum seelenvollen Liebeslied und zum feierlichen Hymnus genialisch durchgespielt hat. Auch mit einem wundersamen Talent der Improvisation ausgestattet, war Bellman eine oder vielmehr die Hauptfigur der Bakchanalien, welchen der König vorsaß und

deren Geräusch häufig genug zum mänadischen sich steigerte. An Eulenspiegeleien, welche mitunter bis in die Sphäre des Schweinigeligen hinabgriffen, hat es dabei nicht gefehlt. Doch springt aus den vielen Anekdoten, welche uns über dieses geistreich-leichtfertige Treiben und insbesondere über den Verkehr Gustavs mit Bellman überliefert sind, mancher sprechende Zug von echtmenschlicher Güte hervor, welcher dem König zur Ehre gereicht, und immerhin gewährt der schöngeistige Tumult, welchen Gustav im Sommerschlosse Haga um sich her gewähren ließ, einen viel erquicklicheren Anblick als seines Oheims Tafelrunde zu Sanssouci, deren Mitgliedern man ja die unaufhörliche Angst ansah, mitten in den Ausgelassenheiten freigeistiger Scherzreden plötzlich derbe Stockscepterschläge von Seiten des Wirthes zu empfangen, welcher, wie in seinen Preußen, so in allen Menschen nie etwas Anderes als Sklaven, als *seine* Sklaven gesehen und dennoch am Ende seiner Laufbahn wunderlicher Weise geseufzt hat, daß er überdrüssig sei, über Sklaven zu herrschen.

Die rasche, glatte und milde Manier, womit Gustav seinen Staatsstreich durchgeführt hatte, gewann ihm die Bewunderung Europa's und verschaffte ihm daheim eine außerordentliche Popularität. Das schwedische Volk, von den Bedrückungen, womit das Junkerregiment es überhäuft hatte, aufathmend, erblickte in dem jungen Monarchen seinen Befreier, erklärte ihn zu seinem Liebling und feierte ihn mit Sang und Klang als den besten König des Nordens („den bästa kung, som Norden äger“). Er seinerseits nahm Anläufe, dieser verschwenderisch ihm zugetheilten Volksbeliebtheit zu entsprechen und den auf sein königlich souveraines Walten gesetzten Hoffnungen gerecht zu werden. So geschah denn in den ersten Jahren manches Löbliche zur Reorganisation des chaotisch verworrenen Staatshaushalts, zur Erleichterung des Volkes, zur Wiederaufrichtung des tiefgesunkenen Ansehens Schwedens nach Außen. Aber es waren doch nur Anläufe; zum Theil nicht einmal glückliche. Ausdauer und Folgerichtigkeit fehlten durchweg. Des Königs Korkseele ermangelte allzusehr des Ballastes sittlichen Ernstes. Mit

genialischem Hin- und Hertasten richtet man in der Politik nicht viel aus und Schöngeisterei und Kunstdusel taugen da vollends gar Nichts. Der Geniestreich vom August 1772 allerdings war ein rechter gewesen, hatte gut getroffen und durchgeschlagen; aber er schien auch das Wesen von Gustavs Willen und Kraft aufgezehrt zu haben. Denn fortan war all sein Thun, näher angesehen, nur noch Schein und Schaustellung. Das Komödiantische in dem Manne wurde übermächtig bis zur Widerlichkeit. Er wollte so zu sagen immer auf der Bühne stehen, immer agiren, und so hat er denn seine Königschaft zu eitel Schauspielerei gemacht.

So ein Komödiantenthum kostet aber Geld, viel Geld, sehr viel Geld. In der Beschaffung desselben bestand im Grunde die ganze Staatskunst Gustavs. Er krankte an der Sucht, an der Wuth, den Prunk, die Luxusexzesse, die Vergeudung von Versailles an seinem Hofe nachzuahmen, und er brachte es auch glücklich zu einer Gewissenlosigkeit im Verschwenden, daß z. B. ein einziges, im Jahre 1776 abgehaltenes Ringelrennen 400,000 Thaler Kupfermünze

kostete. Nicht weniger ein zweites, im folgenden Jahre veranstaltetes. Nun war und ist aber Schweden ein armes Land, dem die Aufbringung der Kosten des phantastischen Luxus, in welchem König Gustav die Verwirklichung seiner „Heldenträume" suchte, sehr schwer fallen mußte. Der Pfiffe und Kniffe, mittels welcher die königliche Finanzerei das Geld aus dem Volke herauspreßte, waren viele; aber der Hauptpfiff und Erzkniff ist gewesen, daß der König sich zum Großhändler, zum Einzighändler mit Schnapps machte. In der That, der „ritterliche" Gustav, Gustav der Poet, Gustav „den bästa kung" wurde Schnappskrämer, — in großem Style, versteht sich. Der König wußte recht gut, daß die Völker dumm und feig genug sind, sich geduldig die Haut über die Ohren ziehen zu lassen, falls man ihnen nur weismacht, dieses Schinden sei eigentlich ein heilsames Kitzeln. Er war auch ein zu geriebener Gaukler, als daß er die Plumpheit begangen hätte, seinem geliebten Schwedenvolke mit Auflegung von neuen Steuern lästig zu fallen. Da er jedoch Geld und immer wieder

Geld haben mußte und wollte, so kam er auf den sinnreichen Einfall, sein Volk auf gut Russisch zu beglücken, d. h. nach russischem Muster am 17. Mai 1776 das Branntweinbrennen für ein Regale der Krone und das Branntweinverkaufen für ein königliches Monopol zu erklären, und der arme Narr von Schwedenvolk glaubte dem allerdurchlauchtigsten Schnappspropheten und kaufte jährlich für etwa $1^1/_2$ Millionen Silbermünze „blaues Gift" in der königlichen Fuselbude.

Leider ist Volksgunst ein nicht minder gebrechlich und zerbrechlich Ding als Glück und Glas und in Folge dessen finden wir, daß nach Verlauf von etlichen Jahren die guten Schweden — wir meinen Bürger und Bauern — ihren vielgeliebten Kung nicht mehr mit allzuheißen Liebesblicken ansahen und viele sogar auf den Gedanken kamen, die „glorreiche" Revolution von 1772 sei eigentlich ein Schwindel, eine Prellerei gewesen, maßen die Herren Junker im Ganzen nicht schlimmer gewirthschaftet hätten, als dermalen der Oberste der Junker wirthschaftete. Die königliche Schnappspest mit

ihren unliebsamen Spezialitäten, als da waren Denunciationen, Visitationen, Konfiskationen und Fiskalisationen, verheerte das arme Land materiell und moralisch gleich sehr und brachte denkende Menschen zu der Meinung, ein König könnte und sollte doch eigentlich Besseres thun, als Branntwein brennen und ausschenken. Die denkenden Menschen machten und machen indessen in Schweden, wie allenthalben, eine verschwindende Minderzahl aus, die wenig zu bedeuten hatte und hat, und obzwar auch in die Massen eine dumpfe Unzufriedenheit mit dem Theaterkönig mehr und mehr sich einzufressen begann, so brauchte sich Gustav und brauchen sich überhaupt große Herren um die Unzufriedenheit des Volkes nicht zu kümmern. Laßt die Schafe immerhin unzufrieden sein, laßt sie sogar sich unterstehen, mitunter kläglich zu blöken, schadet Nichts, wenn sie nur gewohnter Weise ihre Wolle hergeben.

Das Jahr 1777 markirt ziemlich bestimmt den Wendepunkt, von wo ab Gustav die Nebenpartie seiner Rolle, den populären König, den „roi citoyen" zu agiren, immer lässiger behandelte und

endlich ganz fallen ließ. In dem genannten Jahre machte er auch seine allen braven Schweden höchst anstößige Reise nach Petersburg. Einen plausibeln Vorwand dazu bot ihm die üble Miene, welche die „Semiramis des Nordens“, als Beschützerin der „Mützen“, zum Staatsstreich von 1772 und seither Schweden gegenüber gemacht hatte. Gustav traute sich Geistesüberlegenheit und Liebenswürdigkeit genug zu, die übelwollende Nachbarin zu versöhnen und für sich zu gewinnen. Das tiefer gelegene Motiv zu seiner Reisefahrt ist aber wohl gewesen, daß seine histrionische Eitelkeit den König gestachelt hat, der Welt zu zeigen, daß es keinesfalls zu seinem Nachtheil ausschlüge, so er neben der größten Komödiantin der Zeit, neben der siebenfach destillirten und siebzigfach potenzirten Intrikenkünstlerin Katharina auf der Bühne erschiene.

Er täuschte sich gewaltig, nicht aber die Welt, welche ganz deutlich erkannte, daß die genialische Majestät von Schweden, verglichen mit der Czarina, doch nur ein „geflickter Lumpenkönig“ war. In Wahrheit, Katharina die Zweite wußte den blenden-

den, ja sogar einen überzeugenden Schein von Großartigkeit um all ihr Thun, um ihr ganzes Sein und Gebaren herzubreiten. Selbst um ihre Messalinaschaft. Man hatte am russischen Hofe, auch nachdem man die gräulichen Ausschweifungen Peters des Ersten und die Liebschaften der Czarin Anna gesehen, doch noch immer ein wenig Gefühl für Scham oder wenigstens für Anstand. Sogar die indolente Söfferin, die Kaiserin Elisabeth, hatte ihre Gardegrenadiere nur mit verbundenen Augen in ihr Schlafgemach kommen lassen*). Katharina die Zweite dagegen verachtete solche kleinliche Rücksichten und mit dem ganzen Kynismus einer großartigen, durch ihre Beispiellosigkeit die Menschen verblüffenden Schamlosigkeit erklärte sie das zwölf Mal neu

---

*) „Elisabeth, outre les Schouvalof et les Rasoumofski, se livrait à tous les objets de ses caprices. Plus d'un beau grenadier fut secrètement, et les yeux bandés, introduit dans la couche impériale, sans se douter des illustres faveurs qui lui étaient imposées. Malheur à lui s'il paraissait le soupçonner, car il était à l'instant même relégué en Sibérie."

Le comte D'Allonville, Mém. secr. V, 61.

besetzte Amt ihres ersten Beischläfers zum höchsten Hof- und Staatsamt . . . Gegen dieses dämonische Weib, gegen welches selbst der alte Fritz keine andern Waffen als die der unterthänigsten Schmeichelei zu gebrauchen wagte, konnte Gustav gar nicht aufkommen. Daß er die Czarin nicht durchschaut, daß er ihre doch schon deutlich genug kundgegebenen Absichten auf Finnland, sowie ihre fortwährenden Beziehungen zu dem schwedischen Junkerthum nicht erkannt hatte, bezeugt der Umstand, daß der König nach seiner Heimkunft im August 1777 aus Drottningholm an den Grafen Kreutz in Paris schrieb: „Meine Reise ist über Erwarten gut ausgefallen und ich ernte schon die Früchte derselben. Die alte Mützenpartei ist zertrümmert und mit den Kabalen der Aristokraten hat es ein Ende, nachdem ihnen alle Hoffnung benommen worden ist, durch Entflammung des Hasses der Kaiserin meine Regierung zu beunruhigen. Freundschaft ist (von Seiten Katharina's) auf Vorurtheil gefolgt.“ Allein der schwedische Gesandte am französischen Hofe war besser unterrichtet; denn er schrieb am 5. September zurück: „Die rus-

sische Kaiserin hat nach Ew. Majestät Abreise Aeußerungen gethan, welche nicht für die Aufrichtigkeit der Freundschaft sprechen, die sie Ihnen bezeigte.“ Summa: — Schweden sammt seinem Theaterkönig war für Katharina die „Große“ auch nur eine der Mäuse, mit welchen die geile Kaiserin-Katze eine Weile graziös-grausam spielte, bevor sie dieselben auffraß oder ihnen wenigstens dieses oder jenes Glied vom Leibe riß und biß.

Im folgenden Jahre hat im gustavischen Lebensdrama ein ganz häßlicher Akt gespielt, dessen erste Scenen freilich um mehrere Jahre weiter zurückreichen.

Die Ehe des Königs, vorausgesetzt, daß es überhaupt eine gewesen, war kinderlos geblieben. Gustav hatte sich, dem haßvollen Willen und Wunsch seiner Mutter gemäß, seiner Gemahlin gegenüber auf den Standpunkt kühl-ceremonieller Zurückhaltung gestellt, was ihm freilich aus weiter oben angedeuteten Gründen nicht eben viel kostete. Seitdem aber auch

die Ehe seines Bruders Karl, Herzogs von Södermanland, als unfruchtbar sich herausgestellt hatte, scheint sich der König über die Gefährdung der Thronfolge und Dynastie mehr und mehr Gedanken gemacht zu haben. Die Folge derselben war, daß der König im J. 1775 seiner Gemahlin Sophie Magdalene sich näherte und daß eine förmliche Aussöhnung — „raccommodement“ nennt es Gustav selber — zwischen dem Paare stattfand, zum äußersten Verdrusse der Königin-Wittwe Luise Ulrike. Diese fing denn auch, als zu Anfang des Jahres 1778 die Schwangerschaft ihrer Schwiegertochter Sophie Magdalene ruchbar wurde, vom Schlosse Fredrikshof, ihrem Wittwensitz, aus ein heilloses Rumoren an, so zwar, daß der König schon im August in einem seiner Briefe an den Grafen Kreutz über die „unglückliche Geschichte“ sich zu beklagen hatte, welche „Unruhe und Spaltung in das Innere der königlichen Familie brachte.“ Einen Monat vor der Niederkunft der Königin schrieb Graf Kreutz aus Paris: „Der Herr Graf Maurepas hat mir aufgetragen, Ew. Majestät auf das Eindringlichste vorzustellen, wie wichtig

es sei, daß die Königin-Wittwe gezwungen werde, dem Taufakte beizuwohnen und das Kind zur Taufe zu halten.“ Ein sattsam deutlicher Wink, wie Frau Luise Ulrike über die Legitimität, d. h. Illegitimität ihres zu erwartenden Sozusagen-Enkels dachte.

Am 1. November gebar Sophie Magdalene einen Sohn, den nachmaligen Gustav den Vierten, närrischen Andenkens. Der König setzte sich sogleich hin, seine Mutter von dem glücklichen Ereigniß zu benachrichtigen. Aber von Fredriksbof kam auf seinen Brief diese Antwort herein: — „Mein Herr Sohn! Ich bin Mutter und dieser geheiligte Charakter kann aus meinem Herzen niemals vertilgt werden. Er wird mich stets bewegen, einen aufrichtigen Antheil an Ew. Majestät Glück zu nehmen, und ich erwarte von der Zukunft, daß die Binde, welche Ihre Augen beschattet, werde zerrissen werden. Dann wird es geschehen, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und die Härte bedauern werden, mit welcher Sie einer Mutter begegnen, welche Sie bis zum Grabe lieben wird. Verbleibend Ew. Majestät sehr gute Mutter

Luise Ulrike ..." Auf dieses Schreiben hin ließ Gustav — sei es, daß er wirklich Grund hatte, sich für den Vater des neugeborenen Prinzen zu halten; sei es, daß ihn, so dies nicht der Fall war, die ihm imputirte Augenbinde nur um so mehr verdroß — seiner Mutter das Erscheinen bei Hofe verbieten, was die alte Frau zunächst so in Schrecken setzte, daß sie einen Entschuldigungsbrief an ihren Sohn sandte. Darin hieß es: „Die Binde, von welcher ich sprach, bezieht sich in keiner Weise auf die Person der Königin." Allein der König ließ die Ausrede nicht gelten und schrieb zurück: „Genießen Sie Ihre Rache; aber, um Gottes willen, stellen Sie sich nicht dem Publikum bloß!"

Es war dann die Rede davon, auf gute Manier Luise Ulrike aus dem Lande zu entfernen und sie nach Schwedisch-Pommern reisen zu machen. Sie erklärte, hierein zu willigen, stellte aber so überstiegene Bedingungen, daß man das Reiseprojekt fallen und die alte Zankbürste ließ, wo sie war. Dadurch noch mehr erbos't, that sie jetzt erst recht, shakspeare'sch zu reden, das „Gatter ihrer Zähne" auf, falls sie näm-

lich noch welche hatte, und ließ sich gegen ihren Sohn Karl von Södermanland heraus, sie wisse wohl, was das „Raccommodement“ des Königs mit seiner Frau zu bedeuten habe und wem dasselbe zu verdanken sei. Der König habe ja selbst laut genug gesagt — (das war wahr!) — daß er es seinem Hofstallmeister, dem Baron Munck, verdanke. Ja wohl! Denn der Munck, ja, der sei mit Wissen Gustavs der Vater des Kronprinzen geworden. Was zum Teufel? schrie der Herzog von Södermanland auf, dessen starke Seite bekanntlich der Verstand niemals gewesen ist, und rannte, den Hofstallmeister aufzusuchen, welchen er mit Schmähungen überhäufte. Munck klagte das dem Könige, der nun seinerseits wüthend gegen die Mutter und den Bruder losbrach. Eine himmlische Wirthschaft von Gottes Gnaden!

Dame Skandalchronika hatte seit Jahrhunderten in Stockholm nicht so viel zu thun gehabt, wie dermalen. Sie lief sich fast die Beine ab und schwatzte sich fast die Zunge lahm. Sie gerieth förmlich ins Deliriren und behauptete, erst habe man einen Kron-

prinzen herbeischaffen wollen dadurch, daß man das zu erwartende Kind der jungfräulichen Schwester des Königs, der weiß der Himmel wann, wie und von wem in interessante Umstände versetzten Aebtissin von Quedlinburg, unterzuschieben Willens gewesen sei. Leider aber habe — o Schrecken! — Ihro jungfräulich-prinzeßlich-äbtissinische Gnaden Sophia Albertina einen Mohrenknaben zur Welt gebracht. Daraufhin erst hätte der König und beziehungsweise die Königin ihre Zuflucht zu dem guten Munck genommen.

So Etwas konnte sich denn doch die Legitimität von Gottes Gnaden nicht bieten lassen. Es galt, den Strom des Aergernisses an der Quelle zu verstopfen, was mit großem Geräusch ins Werk gesetzt wurde. Die Königin-Wittwe mußte zu Fredrikshof in Gegenwart des Königs und eines halben Dutzends von Reichsräthen eine feierliche schriftliche Erklärung abgeben, daß bei dem mehrerwähnten „Raccommodement" Gustavs mit Sophie Magdalene Alles mit rechten Dingen zugegangen und demnach der Kronprinz ihr echter und rechter Enkel sei.

Fatal nur, daß das Publikum an diese Erklärung so wenig glaubte wie Luise Ulrike selber, und fataler noch, daß Dame Skandalchronika thatsächlichen Grund hatte, später also zu argumentiren und zu demonstriren: „Es ist bekanntlich ein munckisches Familienerbübel, daß die Muncke in einem gewissen Alter närrisch werden. Gustav der Vierte ist schon bei Zeiten ein notorischer Narr gewesen: folglich“ . . . . .

Die Sage vom „bästa kung“ hat sich mehr und mehr zu einer verschallenden, verschollenen gestaltet und auf seinem mit guten Vorsätzen gepflasterten Wege ist der aufgeklärte Despotismus Gustavs des Dritten schon so ziemlich vollständig in die Region des gemeinen und schlendrianischen hinabgelangt. Je tiefer aber der Mann in der Wirklichkeit sank, desto höher strebte er in Gedanken, nämlich als Gaukler und Komödiant.

Da kann es denn auch nicht verwunderlich

erscheinen, daß die Starkgeisterei und Kraftgenialität in dem Könige zu dieser Zeit plötzlich in ganz läppische Mysteriensucht um- und überschlug. Es ist ja das der Starkgeisterei und Kraftgenialität dazumal auch anderwärts häufig genug begegnet, — zur Zeit, wo das Geheimnißeln und Geheimbündeln an den Höfen und in der „guten" Gesellschaft Mode war und die tollgewordene Freimaurerei und der vom Jesuitismus gefälschte Illuminatismus einem so jämmerlichen Halunken, wie Balsamo-Kagliostro einer gewesen, die Pfade bereiteten, auf welchen er Europa als Triumphator durchziehen konnte. Auch in Stockholm geheimnißelte und geheimbündelte man eifrig und zwar hat sich daselbst als Hauptmacher in den mancherlei Ordensalfanzereien der Staatssekretär Elis Schröderheim aufgethan. Durch ihn ward der Phantastikus von König, dessen „Aufklärung" nicht eben eine taktfeste, tief in die Rosenkreuzerei und anderen Schwindel verstrickt. Nachdem er es glücklich dahin gebracht hatte, zum „Tempelherrn" geweiht zu werden, gab er dem erhaltenen Anstoß zur Verblödung und Verduselung so weit

nach, daß er durch zwei Charlatane von der erbärmlichsten Sorte, durch den Schweden Plommenfelt und den Finnen Björnram, mittels Lebenselirirbrauerei und Gespensterbeschwörungsspuk ganz lächerlich sich nasführen ließ.

Daneben wurde seiner Sucht, zu schauspielen, Effekt zu machen, zu glänzen, die heimatliche Bühne zu enge. Er verlangte nach einer europäischen, um auf derselben den großen Staatsmann und den noch größeren Kriegshelden zu agiren. Alle Vorstellungen der verständigeren seiner Minister gegen das Bedenkliche, ja Gefährliche derartiger Träumereien und Wünsche fanden ein ungeneigtes Gehör und hatten nur den Erfolg, den Sinn des Königs mehr und mehr seiner Pflicht, mit den inneren Angelegenheiten Schwedens sich zu beschäftigen, zu entfremden. Die Rückwirkung, welche der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner auf Europa übte; der kriegerische Hader, worein in Folge dieses Krieges England mit Frankreich gerathen war; die Verwickelungen, welche die riesenhaften von Katharina der Zweiten in Gemeinschaft mit ihrem Potem-

kin ausgeheckten Eroberungspläne, sowie die Projekte Kaiser Josephs in Aussicht stellten, bestärkten den Schwedenkönig in seiner Einbildung, daß es ihm bald beschieden sein würde, die Rolle Karls des Zwölften zu erneuern.

Das Jahr 1783 schien solche Wünsche der Erfüllung näher zu bringen. Es war aber nur ein Schein; denn die abenteuerliche Politik Gustavs konnte unmöglich zu einem Sein werden. Es war Alles nur ein Hin- und Herflackern, ein Hin- und Widerfahren, ein Verfolgen großer Ziele mit kleinen Mitteln, ein über die Maßen kostspieliges Komödienspiel, welches zudem hinter der heroischen Aufflitterung nicht selten recht gemeine Blößen zeigte. Als die Czarin Katharina unter unmittelbarer Beihülfe des von der großen Ränklerin genarrten Kaisers Joseph des Zweiten die Länder der krim'schen, taman'schen und kuban'schen Tataren von der Türkei abriß und in den unersättlichen Magen der Matuschka Moskawia spedirte, wähnte der Schwedenkönig Zeit und Situation günstig genug, um ebenfalls den Eroberer herauskehren zu können, und

zwar zuvörderst gegen Dänemark, welchem Norwegen entrissen werden sollte. Es wurden zu diesem Zwecke Rüstungen vorgenommen und Gustav that eine Fahrt nach Finnland, um daselbst eine Zusammenkunft mit der Czarin zu haben; sei es, daß er hoffte, ihre Zustimmung zu seinen Projekten zu gewinnen, — oder sei es, daß er sich vor den Leuten wenigstens den Anschein geben wollte, dieser Zustimmung sicher zu sein. Die schlaue Katze und der heroische Mauserich trafen sich am 29. Juni 1783 zu Fredrikshamm und verlebten unter rauschenden Lustbarkeiten drei Tage mitsammen. Gustav schlug keineswegs die wirkliche oder auch nur die scheinbare Bundesgenossenschaft Katharina's heraus, wohl aber ein Almosen von 200,000 Rubeln, welche unter dem Titel eines Ersatzes seiner Reisekosten der König-Komödiant anzunehmen Lump genug war.

Mit Hülfe dieses russischen Geschenkes, dessen Kapital nebst Zinsen und Zinseszinsen Rußland später in Form des schwedischen Finnlands einzuziehen verstanden hat, unternahm Gustav, seine Heldenrolle einstweilen vertagend, als Graf von Haga im Sep-

tember 1783 seine Schwelger- und Gauklerreise nach Italien. In Neapel bewirthete ihn der russische Gesandte in verschwenderischer Weise und so zu sagen als Dessert wurde dem Könige dann in Venedig ein Brief seiner hohen Gönnerin überreicht, worin die Czarin schrieb: „Man schwätzt davon, daß Ew. Majestät geheime Zurüstungen mache, um sich Norwegens zu bemächtigen. Ich glaube kein Wort davon und ebenso wenig an das Gerücht, welches mich mit einem Einfall in (russisch) Finnland bedroht, allwo Ew. Majestät, wie man behauptet, meine schwachen Besatzungen niederzusäbeln und geradenwegs auf St. Petersburg loszugehen beabsichtigt, vermuthlich, um dort zu soupiren. Da ich kein Gewicht auf das lege, was man in Gesprächen ausspricht, in welchen der Verschönerung der Rede wegen häufiger die Sprünge der Phantasie sich zeigen als Wahrheit und Möglichkeit, so sage ich Jedem, der es hören will, ganz einfach, daß weder aus dem Einen noch aus dem Anderen Etwas werden wird." . . . Das war eine starke Prise, noch dazu tüchtig mit Spottpfeffer gemischt. Sie stach

auch dem Könige sehr scharf in die Nase und er wollte der übermüthigen Spötterin zur Erwiderung ebenfalls eine darbieten, die gehörig gewürzt sein sollte. Es handelte sich nur um das Können und dieses glaubte Gustav durch einen Besuch am französischen Hofe zu ermöglichen, wohin er von Italien aus ging. Die Minister Ludwigs des Sechszehnten, die wirkliche Bedeutung Schwedens im Staatensystem Europa's weit überschätzend, ließen sich in der That bestimmen, am 19. Juli 1784 zu Versailles einen neuen Allianz- und Subsidienvertrag abzuschließen, kraft dessen Gustav über die bisher aus der französischen Staatskasse bezogenen und fürder zu beziehenden „ordentlichen" Hülfsgelder hinaus noch „außerordentliche" im Betrage von 1,200,000 Livres jährlich, sowie, im Falle Schweden von einem Feinde angegriffen würde, kriegerischen Beistand zugesichert erhielt.

Der König hat die Vorkommnisse seiner Reise in einer Reihe von Briefen geschildert, deren meiste an seinen jetzigen Premierminister, den Grafen Kreutz,

gerichtet wurden. Von besonderem Interesse ist ein aus Rom am 27. Januar 1784 an den Generaladmiral Trolle geschriebener Brief, worin sich Gustav über Kaiser Joseph den Zweiten, mit welchem er in Florenz und dann in der Papststadt zusammengetroffen war, also ausließ: „Alles scheint eine große Umwälzung zu verkünden und des Kaisers Projekte sind so umfassend, daß eine solche Krisis unvermeidlich sein dürfte. Ich habe diesen Fürsten gesehen, dessen Person eben so wunderbar ist, wie sein Benehmen. Nachdem er den Papst fast insultirt, nachdem er der römischen Gewalt den letzten Stoß gegeben" — (warum nicht gar?) — „und den Grundbau der römischen Lehre untergraben hat" — (wodurch denn?) — „sah man ihn hier in der Peterskirche auf den Knieen liegen, von einer Kirche zur andern laufen und mit großem Eifer alle die Andachtsübungen vollziehen, welche die katholische Lehre vorschreibt. Ich bin sehr erfreut, ihn gesehen und kennen gelernt zu haben; aber ich kann nicht leugnen, daß ich finde, er erwecke Bewunderung, doch nicht die Liebe und den milden Enthusiasmus, welche nur ein Menschenfreund ein-

flößen kann und welche die Freundlichkeit und die Manieren der Kaiserin von Rußland erzeugen" . . . Der königliche Briefschreiber stellt also in Betreff der Menschenfreundlichkeit Joseph unter Katharina: das zeichnet deutlich die gustavische Korkseele . . . In Versailles erhielt der galante Schwedenkönig Zutritt zum vertrautesten Kreise der schönen Königin. Marie Antoinette tanzte mit ihren Artois, Polignacs, Coignys, Lauzuns und Besenvals damals noch leichtbeschwingten Fußes und lachenden Mundes dem Abgrund entgegen. Am 24. Juni 1784 schrieb Gustav aus Versailles: „Die Fête der Königin zu Trianon war charmant. Man spielte auf dem kleinen Theater Le dormeur eveillé, Text von Marmontel, Musik von Gretry, mit allem Zubehör von Oper und Ballet. Man soupirte in den Pavillons des Gartens und nach dem Souper war der englische Garten illuminirt. Es war eine vollkommene Zauberei" . . . Zehn Jahre später war an das Thor des in Ruinen fallenden Zauberschlosses der königlichen Armida ein Plakat angeschlagen des Inhalts: „Nationaleigenthum; zu verkaufen oder zu vermiethen" — und

war der englische Garten eine Wildniß voll Dornen und Unkraut ....

„All worldly shapes shall melt in gloom,
The sun himself must die."

Im August von 1784 nach Schweden heimgekehrt, spielte Gustav seine Heldenrolle weiter — in Gedanken. Derweil hatte sich aber in der Wirklichkeit sein Verhältniß zur Nation wesentlich anders gestaltet, d. h. die Unzufriedenheit mit der gustavischen Staatswirthschaft war auch im Bürgerstande und in der Bauerschaft so groß geworden, daß die Geistlichkeit zu murren und der Adel offen zu widerstehen wagen konnte. Der König ließ sich durch die Symptome eines Umschwungs der öffentlichen Meinung nicht warnen und nahm insbesondere die Todfeindschaft, welche gegen ihn im Schooße des Junkerthums brütete, viel zu leicht. Ueberhaupt schenkte er den mancherlei Schwierigkeiten, die sich im Innern gegen ihn anzusammeln und aufzuthürmen begannen, wenig oder keine Achtsamkeit, ganz und gar von

der Don-Quijote-Phantasie erfüllt und beherrscht, nach Außen „Schwedens Macht und Ruhm zu vergrößern," d. h. die obschwebenden Verwickelungen der europäischen Politik — das weitere Vorgehen der Czarin gegen die Türkei, die Vergrößerungspläne Kaiser Josephs in Deutschland, die Gährungen in den Niederlanden, die in Folge des amerikanischen Krieges eingetretene Ermattung Englands, die Vorwehen der Revolution in Frankreich — zu benützen, um ein recht großer Schwedenkönig, à la Gustav Adolf etwa, zu werden. Uebrigens ist in dieser Narrethei nicht einmal Methode gewesen. Des unstäten Mannes Sinnen und Wollen war veränderlich wie Wind und Welle. Heute sann er darauf, Rußlands Bundesgenossenschaft zu suchen, um mittels derselben über Dänemark herfallen zu können; morgen aber wollte er ein Bündniß mit Dänemark schließen, um, gestützt auf diesen Rückhalt, Rußland anzugreifen. Der im Mai von 1786 eröffnete Reichstag hätte den König belehren können, daß er seine ganze Aufmerksamkeit, Kunst und Kraft den innern Angelegenheiten Schwedens zukehren

müßte. Er begegnete einer geschlossenen Opposition und vermochte von seinen sämmtlichen zur Berathung vor die Stände gebrachten Vorschlägen nur einen einzigen, und zwar sehr untergeordneten, durchzusetzen. Der Verblendete zog aber daraus nur die Lehre, daß er beim Staatsstreich von 1772 dem Reichstage noch viel zu viele konstitutionelle Befugnisse gelassen hätte.

Man ist doch oft versucht, so man die unzweifelhaft genialischen Naturanlagen Gustavs mit seinem Thun zusammenhält, alles Ernstes das Wort des römischen Autors: „Jedem Genie ist eine Dosis Wahnsinn beigemischt"*) — auf ihn anzuwenden. Die Abenteuer seiner sechs letzten Lebensjahre könnten einem modernen Cervantes reichlichen Stoff liefern.

Aber mit der Phantasterei des Königs ging Hand in Hand ein gewissenloser Leichtsinn, den es wenig kümmerte, ob das Brillantfeuer, mittels dessen

*) Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit. Seneca, de tranquill. animi, XV, 16.

das eigene liebe Ich in hellste und schönste Beleuchtung gerückt werden sollte, Schweden und vielleicht ganz Europa verzehren würde. Seine gränzenlose, durch und durch komödiantische Eitelkeit hätte Gustav den Dritten das furchtbare Wort: „Bin ich erst todt, mag die Erde in Flammen aufgehen"*)! — welches Kassius Dio dem Menschenverächter Tiberius in den Mund gelegt und die lachende Lüderlichkeit der Madame Pompadour bekanntlich kurz vor dieser Zeit in's Französische übersetzt hatte („Après nous le déluge!"), unbedenklich nachsprechen lassen.

Falls man überhaupt von einer Berechnung in dem Handeln des Königs in dieser Epoche noch sprechen dürfte, so müßte man sagen, daß er sich im Jahre 1788 Hals über Kopf in den Krieg mit Rußland gestürzt habe, um mit dem Geräusche dieses Krieges den in Schweden laut und lauter sich äußernden Widerstand gegen seine ganze Wirthschaft zu überlärmen. Es ist ja allzeit und bis auf unsere

---

*) Ἐμοῦ θανόντος γαῖα μιχθήτω πυρί. Dio, 58, 23.

Tage, bis auf diese Stunde herab ein beliebtes Hausmittelchen des Despotismus gewesen und geblieben, die Völker, wann sie nach Freiheit und Recht schreien oder auch nur seufzen, für fiebernd und delirirend auszugeben und sie mittels Kriegführens für Ehre, Vaterland u. dgl. m. starken Aderlässen zu unterwerfen.

Das russische Kabinett, nachdem es der feindlichen Absichten Gustavs vergewissert war, machenschaftete durch seinen Gesandten in Stockholm, Rasumowski, noch viel entschiedener als früher dahin, das alte Parteiwesen in Schweden neu zu beleben, insbesondere das Junkerthum gegen den König zu steifen und die liebe gute schöne „Freiheitszeit" wieder herzustellen. Matuschka Moskawia ist ja bekanntlich für die „Freiheit" der Völker stets so zärtlich besorgt gewesen. Vergleiche die Geschichte Polens und — Deutschlands! Das Ränke- und Schwänkespiel, welches die Russen in und mit Schweden trieben, hatte aber immerhin fast noch etwas Großartiges, verglichen mit den kläglichen, zum Theil ganz kindischen Veranstaltungen, mittels welcher Gustav sei-

nem Volke und der Welt vorgaukeln wollte, er sei zum Kriege gezwungen, er sei in Finnland statt der Angreifer der Angegriffene. Ganz widerlich war die Großpralerei des Königs, wenn er die schwedischen Hofdamen zum Voraus zu einem Tedeum in der Kathedrale von Petersburg und zu einem Ball im kaiserlichen Lustschlosse Peterhof einlud; wenn er haselirte, er werde Asien und Afrika mit dem Schalle seines Namens erfüllen; wenn er, im Begriffe, zum Heere nach Finnland abzugehen, im Verlaufe seiner im Reichsrathe gehaltenen Abschiedsrede so recht im Style des „Miles gloriosus“ aufschnitt: „Mein Entschluß, den Tod für's Vaterland zu sterben, ist gefaßt. Wenn das Schicksal die Waffen meines tapfern Volkes begünstigt, so will ich von allen Denkmälern des russischen Uebermuthes keines verschonen, als die Bildsäule Peters des Großen, um auf ihrem Piedestal den Namen Gustav zu verewigen.“

Katharina die Zweite kannte ihren Gegner als den Theaterkönig, welcher er war, und hatte ihn stets als solchen behandelt. Sie erblickte daher in den heldischen Wallungen und kriegerischen Rüstun-

gen des Königs nur Komödie oder höchstens demonstrative Spiegelfechtereien. Noch am 4. Juni von 1788 schrieb die Czarin an Potemkin: „Ich glaube, sie (die Schweden) packen nicht an und beschränken sich auf bloße Demonstrationen. Es handelt sich nur darum, ob diese Demonstrationen zu leiden sind. Wärest du hier, so würde ich mich, nachdem ich mit dir Rücksprache genommen, in fünf Minuten entscheiden, was zu thun. Anfangen aber dürfen wir schon darum nicht, weil, wenn er (Gustav) uns anzerrt, er von der schwedischen Nation nach ihren Konstitutionen keine Hülfe erhält; packen dagegen wir an, so muß sie ihm helfen. So denke ich denn, ihm volle Zeit zu lassen, Dummheiten zu machen, Geld zu verschleudern und sein Brot aufzuessen*)." Katharina täuschte sich zwar darin, daß der Schwedenkönig, welcher am 2. Juli in Finnland anlangte, nur demonstriren wollte — die Feindseligkeiten an der Gränze hatten, unzweifelhaft von den Schweden

---

*) Ssolowjoff: Geschichte des Falles von Polen, nach russ. Quellen. Uebers. v. Spörer (1866), S. 192.

hervorgerufen, noch vor Ankunft des Königs begonnen — nicht aber täuschte sie sich darin, daß Gustav „Dummheiten" machen würde.

In Wahrheit, die ganze Kriegführung ist von A bis Z nur eine große Dummheit gewesen, recht dazu angethan, die moskowitische Absicht, ganz Finnland zu verschlingen, um einen mächtigen Ruck zu fördern. Und wie hätte das auch anders sein können, da der Theaterkönig den Krieg eben nur als Theaterkrieg zu führen verstand? Hören wir darüber Gustavs geborenen Unterthan und begeisterten Lobpreiser Arndt. „Statt das Spiel des Kriegs oder wenigstens die äußere Gebärde dieses Spiels zu spielen, spielte er unter Männern, die nordischer Kraft und altnordischer Thaten warteten, wirklich nur den Spieler. Er, der bei der bösen Stimmung Vieler seines Adels und auf dem großen Wendepunkte der Dinge, wo die Würfel eines blutigen Krieges geschüttelt wurden, sich den Rock und die Sporen Karls des Zwölften hätte anlegen" — (wozu denn? warum überhaupt Mummenschanz treiben?) — „und so unter seinen Schweden und Fin-

nen einherreiten sollen, erschien unter Denen, welche die Kanonen des achtzehnten Jahrhunderts abdonnern sollten, als ein Turnierritter des scherzhaften Lanzenspiels im bunten burgundischen Seidenwamms, mit flatterndem vielfarbigem Federhut, in Schuhen mit rothen Bändern zu Pferde oder gar als ein neronischer Nachäffer der lustigen Darstellungen der Mimen und Sänger. Und er hatte Sänger, Histrionen und Dichter wirklich mit sich; im Lager wurden Gesang- und Theaterproben gemacht, manche seiner fröhlichen und tapferen Begleiter waren zugleich Macher und Thäter mit der Feder und dem Degen. Es war König Arthur mit seinen Zwölfen wirklich im Feldlager." Das heißt denn doch, aus dem Arndtischen ins Thatsächliche übersetzt, nichts Anderes als: Gustav handelte wie ein ganzer Hans Narr und blutiger Ernst wurde von ihm und seinen Kumpanen verdammlich-frivol wie ein Fastnachtsschwank betrachtet und betrieben. Trotzdem psallirt der „königische" Ernst Moritz Arndt den Windbeutel von König immer wieder als einen „Löwen". Die Wahrheit ist, daß der angebliche Löwe im finnischen Feldzug

seine vollständige Unfähigkeit, den Heerbefehl zu führen, kläglich erwiesen hat.

Das leichtsinnig und liederlich in Scene gesetzte Theaterstück hatte auch ein entsprechendes Finale. Nachdem der Kampf zwischen der schwedischen und der russischen Flotte — jene wurde von dem Herzog von Södermanland kommandirt — bei der Insel Hoghland am 17. Juli unentschieden geblieben war, wollte Gustav mit der Landarmee zum Angriff auf Fredrikshamm verschreiten. Da barst unter seinen Füßen eine längst gebohrte und geladene Mine los, — geladen nicht mit russischem Pulver, aber mit russisch-kathariniſcher Diplomatie. Diese hatte auf die gährende und schwärende Unzufriedenheit der Junker-Offiziere des Schwedenkönigs spekulirt und zwar mit Glück. Der Adel im Heere, vorab der in Finnland begüterte, trat gegen den Staatsstreichmacher von 1772 in förmliche Rottirung und mit der Czarin in heimliche Verbindung. Noch eine Stunde vor Ausbruch der offenen Meuterei hatte Gustav keine Ahnung von Dem, was ihn bedrohte.

Es war am 3. August. Der König hatte einen

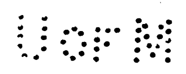
Sturm auf die Festung angeordnet und das Regiment Abo sollte die Spitze der Sturmkolonne bilden. Gustav gab das Zeichen zum Angriff, allein das Regiment rührte sich nicht von der Stelle und der Oberst Hästesko trat vor und erklärte, sie würden keinen Schritt vorwärts thun. Zu ihm standen sofort die übrigen Offiziere, dem angedonnerten König einen Protest gegen die Weiterführung des „verfassungswidrig" unternommenen Krieges ins Gesicht werfend. Gustav, gewaltsam sich zusammennehmend, versuchte den tückischen Streich mittels einer Rede an die Soldaten zu pariren; allein es war dafür gesorgt, daß seine Beredtsamkeit nur taube Ohren fand. Das Regiment gab auch dem königlichen Redner eine sehr deutliche Antwort: es legte vor seinen Augen die Waffen nieder und der Oberst Hästesko erläuterte diese Antwort, indem er dem Könige zuflüsterte: „Sire, es ist entscheidender Augenblick. Bedenken Sie, daß ein falscher Schritt Sie um Ihre Krone bringen kann" . . . Es muß eine Stunde unsäglicher Pein für Gustav gewesen sein. Er mußte die Junker gewähren lassen. Seine

beschleunigte Abreise aus Finnland glich gar sehr einer Flucht vor dem eigenen Heere, dessen Führer ihren Landesverrath vollendeten, indem sie im Quartier des Generals Armfelt auf dem Edelhof Anjala am Kymene ein Verbündniß unter einander stifteten und auf eigene Faust einen Waffenstillstand mit der Czarin abschlossen. Weiterhin gaben die zum Anjala-Bund vereinigten Offiziere Manifeste aus, worin sie erklärten, sie hätten sich dem königlichen Willen in ihrer Eigenschaft als Bürger widersetzt, weil der Krieg gegen Rußland ebenso ungerecht als verfassungswidrig unternommen worden sei. Schließlich wurde auf unverweilte Berufung eines Reichstags gedrungen und deutlich genug die Hoffnung ausgesprochen, daß auf diesem Reichstag der Adel seine Macht und alle die Herrlichkeit der lieben alten guten „Freiheitszeit" zurückerobern werde.

Mit Grimm und Groll in der Seele war der König nach Stockholm zurückgekehrt, wo er, wie

begreiflich und verzeihlich, den schmählichen Ausgang des finnischen Unternehmens einzig und allein der verrätherischen Tücke des Adels zuschrieb und mit großer Geschicklichkeit im Bürger- und Bauernstande das Mißtrauen und die Erbitterung gegen die Junkerei erfolgreich aufwühlte. Das kam ihm sofort sehr zu statten bei der Abwehr einer von Außen her drohenden Gefahr.

Dänemark hatte, falls der Ausdruck gestattet ist, den Stiel umgedreht, d. h. es wollte thun, womit es der Schwedenkönig mehrmals bedroht hatte. Im Bunde mit Rußland unternahmen die Dänen einen Einfall in Schweden. Am 26. September überschritten sie, von Norwegen her, die Gränze, nahmen Strömstad und rückten auf Gothenburg. In dieser Bedrängniß fand nun Gustav die guten Eingebungen, die Klugheit, die Thatkraft seiner besten Jugendjahre für eine Weile wieder. Er flog nach Dalekarlien und sammelte, wie weiland Gustav Wasa gethan, mittels der Macht seiner Rede die streitbaren Dalkerle um sein Banner. Er brachte überall das schwedische Vaterlandsgefühl in Wehr



und Waffen. Er machte von Karlstad aus und dem östlichen Ufer des Wenersee's entlang einen Gewaltritt, wie solche nur der zwölfte Karl gemacht hatte, um sich nach Gothenburg zu werfen und diesen wichtigen Platz gegen die dänischen Belagerer zu halten. Dies gelang und so hatten dann die von Seiten Englands und Preußens angestrengten Friedensvermittelungsversuche um so rascheren Erfolg. Am 9. Oktober kam ein Waffenstillstand zu Stande und das Resultat weiterer Verhandlungen war, daß Dänemark versprach, während des Weiterganges vom schwedisch-russischen Kriege neutral zu bleiben und Frieden zu halten.

Dies gewonnen, sann König Gustav darauf, für die Schmach von Fredrikshamm sich Genugthuung zu schaffen und an den Anjala-Bündlern seine Rache zu nehmen. Nicht wird ihn darum tadeln, wer da weiß, daß gute Instinkte und schlechte Leidenschaften die bewegenden Motive der Tragödie „Weltgeschichte" sind. Er wollte sich, den genannten Zweck und nebenbei noch etliche andere zu erreichen, der Reichstagsmaschinerie bedienen, deren Räder

tüchtig zu schmieren er nicht vergaß: — nämlich die Leithämmel des Pfaffen- und Bürgerstandes, maßen er der bäuerischen dermalen ohnehin sicher zu sein glaubte. „Der König" — berichtete der englische Gesandte Keene im Dezember 1788 nach Hause — „benützt jede Gelegenheit, den Groll des Volkes gegen den Adel aufzustacheln. Da er zudem dermalen eine Summe von 500,000 Gulden, welche er in Holland entlehnte, in Händen hat und damit unter der Geistlichkeit und den Bürgern sich viele Freunde machen kann, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er den bevorstehenden Reichstag nach seinem Willen lenken wird."

Der Reichstag wurde am 2. Februar 1789 zu Stockholm eröffnet, ein Vierteljahr vor dem Zusammentritt der französischen Reichsstände zu Versailles. Der Adel fand schon in des Königs Thronrede eine Kriegserklärung auf Leben und Tod und nahm sofort den hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Gustav, der Zustimmung der drei übrigen Stände gewiß, hatte sich für Nothfälle noch eines handfesteren Rückhalts versichert, indem er drüben bei Drottningholm etliche

Tausende von Dalkerlen versammelte, um sie, wie er sagte, in den Waffen üben zu lassen. Er entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit, laborirte allerhöchst-eigenhändig in der konstitutionellen Apotheke, kochte alle die bekannten Ingredienzien zur parlamentarischen Mixtur zusammen, schmeichelte und schalt, streichelte und kratzte, zog nacheinander alle Register seiner wohlgestimmten Rednerorgel. Umsonst, die Junker hielten ihre Opposition gegen die königlichen Vorschläge entschieden aufrecht. Demzufolge gab Gustav — er war ja auch ein Autor! — eine zweite verbesserte Auflage vom 19. August 1772 heraus, und zwar am 20. Februar 1789. Zur Mittagsstunde wurden die Grafen Fersen, Brahe, Horn, der Freiherr de Geer und andere Vorfechter des Junkerthums verhaftet, nachdem der Befehl zur Verhaftnahme der Bündler von Anjala schon früher nach Finnland ergangen war. Fersens und seiner Mitverhafteten jedoch wollte der König sich nur für so lange entledigen, bis die Reichstagskomödie zu Ende gespielt wäre. Die Herren wurden daher einen Monat lang im Schlosse Fredrikshof in bequemer Haft

gehalten und dann freigelassen. Die Verräther und Meuterer in Finnland, so weit man ihrer habhaft werden konnte, traf ein härteres Loos. Sie wurden kriegsgerichtlich zum Tode, zu lebenswieriger Haft oder Verbannung verurtheilt; doch ließ Gustav, welcher durchaus kein Blutmann war, nur an Einem den Todesspruch vollziehen, an dem Obersten Hästesko.

Man muß es dem schwedischen Adel zum Lobe nachsagen, daß er in dieser Krisis den Muth der Ueberzeugung bewährte. Das „Ritterhaus" verharrte auch der Gewaltthätigkeit des Königs gegenüber bei seinem parlamentarischen Widerstand, bis zur äußersten Möglichkeit, d. h. so lange, bis Gustav am 27. April mittels einer aus Lug und Trug und Gewalt widerlich gemischten Gaukelei die scheinbare Zustimmung des Ritterhauses zu seinen Wünschen und Vorschlägen geradezu erschwindelte. So gelangte er denn zu dem gewünschten Resultat des Reichstags, dazu nämlich, daß an die Stelle der im Jahre 1772 oktroyirten Verfassung die sogenannte „Vereinigungs- und Sicherheitsakte" vom 21.

Februar 1789 trat, kraft welcher die Adelsprivilegien zum Vortheil der übrigen Stände beträchtliche Beschränkungen erlitten, die königliche Gewalt aber thatsächlich nicht nur, sondern auch, unter ganz dünner Verschleierung, förmlich zur unbeschränkten gemacht wurde. Der Adel verschwand demzufolge so zu sagen von der schwedischen Staatsbühne; aber nur, um im Dunkel des Privatlebens über seinen Beschwerden zu brüten, Komplotte zu spinnen und Mordgewehre zu laden.

Die Kräfte des Reiches in seiner Hand zusammenfassend, hat nun König Gustav in den beiden folgenden Jahren den Krieg gegen die Czarin mit wechselnden Erfolgen in Finnland geführt. Das Beste, was die Schweden während des ganzen Krieges zuwegebrachten, war ihr in der mörderischen am 9. Juli von 1790 in der Bucht von Swenskesund geschlagenen Seeschlacht über die übermächtige russische Flotte errungener Sieg, welcher Katharina die

Zweite die beabsichtigte Verschluckung von Schwedisch-Finnland vorderhand noch vertagen machte. An diesem Tag ist auch der Heldentraum Gustavs des Dritten einmal glänzende Wirklichkeit gewesen*). Die Czarin, zur gleichen Zeit in einen alle Kräfte Rußlands in Anspruch nehmenden Türkenkrieg verstrickt — auch die armen Türken wollten sich nicht ohne Weiteres verschlucken lassen — beeilte sich, dem Schwedenkönig mit Friedensanträgen entgegenzukommen, welche auszuschlagen Gustav denn doch nicht genug Don Quijote war. Hatte ihm doch der ganze Verlauf des Krieges gezeigt, daß die gustavische Phantasie, in der petersburger Kathedrale ein schwedisches Siegestedeum anzustimmen und in Peterhof schwedische Damen zum Tanze zu führen, nicht so leicht zu verwirklichen sei. Zu Werelä am Kymene

*) Eine sehr anschauliche Schilderung der swenskesunder Seeschlacht gibt der Bericht des Franzosen Cazalès, welcher auf schwedischer Seite Augenzeuge und Mitkämpfer war. Herrmann hat diesen Bericht aus dem Berliner Generalstabsarchiv mitgetheilt in Raumers Histor. Taschenbuch für 1857, S. 477 fg.

wurden Unterhandlungen eröffnet und gelangte der Friedensvertrag, kraft dessen die Beziehungen zwischen Rußland und Schweden auf den Zustand vor dem Kriege zurückgeführt wurden, schon am 14. August zum Abschluß.

Mit diesem Ausgange der unersprießlichen dreijährigen Rauferei war für Gustav, nachdem er „mit leiblichen Ehren", wie man zu sagen pflegt, die Pfote aus dem Dreck herausgezogen hatte, die Möglichkeit aufgethan, die Wunden, welche der Krieg seinem Lande geschlagen, zu heilen und überhaupt einmal nicht allein den König zu spielen, sondern auch in Wahrheit ein rechter Regent zu sein, ein eifriger Wächter von Recht und Gerechtigkeit, ein redlicher Fürsorger und wirklicher Kulturförderer, ein weiser und gewissenhafter Staatswirth. Von Alledem war aber keine Rede. Dazu hätte es ja des Ernstes, der Hingebung und Selbstverleugnung, der Ausdauer und schlichten Pflichterfüllung bedurft, und woher sollte ein von Eitelkeit mißduftender Theaterkönig, welchem die Komödianterei zur Natur geworden, die Eigenschaften, die Geduld, die Beharrlich-

keit nehmen, zu thun, „was frommet und nicht glänzt“? Gustav ist, wie alle lüderlichen Halbgenies es sind, durchweg ein Mensch der Anläufe gewesen, welcher von jener Arbeitsfreude, von jener —

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört“ . . .

gar keine Vorstellung und für seine wirkliche Schuldigkeit gar kein Gefühl hatte. Alles in Allem ein bloßer Gaukler, dem Lobhudelgedudel eines „königischen“ Arndt zum Trotz.

Statt daheim zu thun, was nöthig und was ihm oblag, griff der jetzt vierundvierzigjährige Phantast alsbald mit seinen Träumereien wieder ins Weite und Blaue hinaus. Eine Don-Quijoterie größten Styls ward ausgeheckt: — ein Kreuzzug gegen die französische Revolution und für die absolute Fürstendespotie. Soweit war der Mann heruntergekommen, welcher vor Zeiten einer der Personen seines „Gustav Wasa“ die Worte in den Mund gelegt hatte: „Glaube, es gibt eine Macht, welche mehr vermag als des Glückes wandelbare Gunst und gekaufte Soldatenscharen, eine Macht,

welche auch schwache Kräfte ins Uebermenschliche steigert, waffenlose Kinder über Helden siegen lehrt und je mehr unterdrückt, desto gewaltiger sich erhebt. Die Liebe zur Freiheit ist's *)!" Man thut jedoch dem Könige vielleicht unrecht, wenn man die Aushecknng seines antirevolutionären Kreuzzugsschwindels einzig und allein seiner Eitelkeit und Abenteuerlichkeit auf Rechnung setzt. Denn die französische Revolution beseitigte ja unter andern Herrlichkeiten des Ancien Régime auch die Verschleuderung der französischen Staatsgelder und setzte den allerchristlichsten König und seine schöne Königin außer Standes, unter dem Titel von Subsidien der Majestät von Schweden alljährlich ein Almosen von vier bis fünf Millionen zuzustecken. Das Ausbleiben dieses Almosens mußte natürlich besagter Majestät sehr

---

*) Tro att det gifs en makt, som mera gälla plär
Än ödets lösa uåd och krigarna köpta här,
Som öfver mensklig krets den svagas dygder höjer,
Som vapenlösa barn på hjeltar segra lär,
Och som ju mer hon quäfs, dess större utbrott röjer.
Det kärleken för frihet är.

unliebsam sein und so darf man mit Bestimmtheit sagen, daß der beabsichtigte Kreuzzug das Reale mit dem Idealen, das Nützliche mit dem Angenehmen, das Praktische mit dem Poetischen verbinden sollte.

Aber der ganze Schwindel wird faulfischstinkend, wenn man zusieht, wasmaßen er ins Werk gesetzt werden wollte. Mit Hülfe Katharina's der Zweiten nämlich. Die abenteuerliche Politik Gustavs des Dritten schlug plötzlich einen Purzelbaum und legte sich dann graziös huldigend zu den Füßen der Czarin nieder. Anders kann man diese Wendung der gustavischen Unpolitik, welche eben noch Rußland auf Leben und Tod bekämpft hatte und jetzt ganz verrußt sich gebärdete, doch kaum bezeichnen. Die süßen Freundschaftsbriefe, welche der König und die Czarin zu dieser Zeit einander schrieben, sind geradezu ekelhaft. Sie freilich, die große Ränklerin, s i e war keine Phantastin; sie wußte, was sie wollte, und hat daneben mit der Don-Quijoterie Gustavs ihren souverainen Spaß getrieben.

Jedermann weiß oder könnte wenigstens heutzutage wissen, daß der Kreuzzug gegen die fran-

zösische Revolution ein katharinischer Pfiff und Puff gewesen ist. Daß Gustavus Phantastikus sich für diese Thorheit begeistern ließ, kann nicht verwunderlich erscheinen, so man bedenkt, daß ja auch Oestreich und Preußen in dieselbe sich hineinhumbugsiren, hineinkatharinisiren zu lassen bukolisch-poetisch genug waren. Die Kaiserin-Katze hetzte Preußen und Oestreich gen Westen in den „heiligen" Krieg für Thron und Altar, damit sie derweil im Osten die arme Maus Polonia in aller Bequemlichkeit vollends zerreißen und verschlingen könnte*). Ein prächtiges Intrikenstück! Eine weltgeschichtliche „Comedia

*) Katharina sprach das ihren Vertrauten gegenüber mit kynischer Offenheit aus. So gegenüber von Chrapowicki: — „Je me casse la tête, um den wiener und berliner Hof in die französische Angelegenheit hineinzubringen." Noch deutlicher gegenüber dem Vicekanzler: „Die Höfe verstehen mich nicht." (Ja wohl!) „Ai-je tort? Il y a des raisons qu'on ne peut pas dire; je veux les engager dans les affaires, pour avoir les coudées franches. Ich habe viele unfertige Unternehmungen und es ist nöthig, daß sie (der wiener und der berliner Hof) anderwärts beschäftigt seien, um mich nicht zu stören." Chrapowicki's Memoiren, angef. bei Ssolowjoff, 258, Anm.

de capa y espada!" Die Völker zwar verbluteten sich daran, aber wozu wären denn diese armen Teufel von Völkern überhaupt da, wenn nicht dazu, zeitweilig zum Vergnügen allerhöchster Herrschaften einander gladiatorisch zu martern und zu morden?

Im Sommer von 1791 reis'te Gustav in die Bäder von Aachen und Spaa, unterwegs in Mecklenburg, Braunschweig und anderwärts mit französischen Emigranten, päpstlichen Nuntien und ähnlichem Ungeziefer zu konferenzeln. Der Zweck dieser Konferenzen und seiner ganzen Festlandsreise war, sich nach Mitteln und Wegen zur Verwirklichung seines mit der Czarin vereinbarten Kreuzzugsplans — wie mag bei Entwerfung desselben Katharina in sich hineingelacht haben! — umzusehen und umzuthun. Dieser Plan — eine pure Phantasterei, versteht sich — ging dahin, daß eine aus Schweden und Russen zusammengesetzte Armee von 30,000 Mann, natürlich unter Führung des Schwedenkönigs, nach den Küsten Frankreichs segeln und dort in einem Paris möglichst nahegelegenen Hafenplatz landen sollte, um mit den die französischen Gränzen über-

schreitenden Heeren der übrigen Verbündeten, zunächst Sardiniens und Spaniens, zugleich auf die französische Hauptstadt loszugehen und daselbst den umgeworfenen absoluten Königsthron nebst Altar wieder aufzurichten.

Der königliche Abenteurer und ritterliche Kreuzzügler in spe mußte aus der hochfliegenden Traumregion, allwo er sich in der vorweggenommenen Rolle des Ritters und Retters einer durch den Drachen Revolution bewachten und bedrängten Königin selbstbespiegelte, leider wieder in die prosaische Wirklichkeitsgegend herabsteigen, allwo es heißt: Ohne Geld läßt sich Nichts machen. Zwar hatte eine honigsüß schreibende Czarin Katharina auch so Etwas von an ihren Freund — („Dupe", denkt sie*) — zu bezahlenden jährlichen Subsidien hin-

*) Wie die Czarin den Schwedenkönig werthete, zeigen am deutlichsten ihre während des schwedischen Krieges an Potemkin geschriebenen Briefe. In einem derselben (vom 13. Mai 1790) steht wörtlich: „Der Schwedenkönig jagt überall umher wie ein tollgewordener Kater."

geworfen und sogar von 2 Millionen Rubeln, welche alsogleich bar und blank von Petersburg nach Stockholm geschickt werden sollten. Allein so Etwas sagt man, thut es jedoch nicht, wenn man eine superlativische Czarin ist. Folglich mußte Gustav daran denken, die zu den Kreuzzugsrüstungen und zu sonst noch Allerhand nöthigen Gelder aus den armen schwedischen Taschen herauszuklopfen. Da nun die Schweden trotz der Staatsstreiche von 1772 und 1789 noch immer der altmodischen Ueberzeugung lebten, zur Taschenfegung bedürfte der König einer Bewilligung des Reichstags, so blieb Nichts übrig, als mit möglichst guter Miene das Widerwärtige hinzunehmen und einen Reichstag zu berufen. Nur nicht nach Stockholm, dessen Bewohnerschaft dermalen nicht mehr gut gustavisch gesinnt, sondern sehr widerhaarig gestimmt ist, so widerhaarig, daß sie aufjubelte, als aus dem Reichstagswahlkampf innerhalb ihrer Mauern ein entschiedener Oppositionsmann als Sieger hervorging. Darum berief Gustav den Reichstag in das abgelegene Hafenstädtchen Gefle, woselbst er am 24. Januar von 1792 die

Versammlung mit einer pomposen Theaterkönigsrede eröffnete.

Es war in und um Gefle auch viel Soldaterei entfaltet worden, um die reichstägliche Opposition einzuschüchtern oder, wo nöthig, mit Gewalt niederzuschlagen. Allein im entscheidenden Augenblicke scheint dem Könige das Herz versagt zu haben, einen dritten Staatsstreich zu machen. Und doch konnte nur ein solcher vielleicht zum Ziele führen. Denn die Verhandlungen zu Gefle zeigten bald, daß die französische Revolution mit ihren weltumspannenden Gedanken-Armen auch nach Schweden hinaufgegriffen habe. Zwar waren die Vertreter der Bürger- und Bauerschaft, ja sogar die der Geistlichkeit willig, dem König in Allem und Jedem gegen den Adel beizustehen; allein von der eigentlichen Herzensangelegenheit Gustavs, nämlich von einer neuen Anleihe von 10 Millionen Thalern „zur Ausführung gewisser Pläne", wollten auch die Geistlichen, die Bürger und die Bauern schlechterdings Nichts wissen. Es war natürlich ein öffentliches Geheimniß, daß die „gewissen Pläne" auf Wiederherstellung der könig-

lichen Despotie in Frankreich abzielten, und dieser Umstand steigerte die in den Gemüthern brodelnde Gährung bedeutend und verschärfte den Widerstand gegen die Wünsche des Königs. Die Rede, womit er am 24. Februar den gänzlich unfruchtbaren Reichstag schloß, war eine elende Gaukelei. Er schwatzte davon, daß, während „ein fanatischer Schwindel beinahe alle Länder erschüttere", er sich ganz auf „die Ergebenheit" des Reichstags und die „großmüthige Denkungsart" der Nation verlassen könne. Und doch war die Stimmung im Reichstag allmälig ganz gewitterschwül unheimlich geworden und hatte Gustav auch aus der Hauptstadt Botschaften empfangen, daß daselbst die allgemeine Unzufriedenheit immer bedenklicher sich äußere.

Ein dräuendes Gewitter hatte sich am Staatshimmel Schwedens zusammengeballt, keine Frage; aber nicht in einem popularen Wolkenbruch sollte es sich entladen, sondern in einem aristokratischen Mordblitz.

Die Junker hatten von Gefle die Gewißheit mitweggenommen, daß es mit dem Könige bergab gehe;

aber auch die Besorgniß, daß derselbe damit umginge, der Aristokratie in Schweden so oder so den Garaus zu machen. Letzteren wahrscheinlich mit Beihülfe der Bürger und Bauern, denen die adeligen Privilegien als Pfand und Draufgeld ihres Bundes mit dem absoluten Königthum hingeworfen werden sollten; vielleicht aber mittels bloßer Soldatenbrutalität, deren Möglichkeit jedoch sehr fraglich, maßen die überwiegende Mehrzahl der Offiziere widergustavisch gesinnt war. Alles zusammengehalten, hätte der Adel die Entwickelung der Dinge ruhig abwarten können. Denn der König hätte, wenn auch vielleicht den Muth, doch schwerlich die Werkzeuge gefunden, daheim in Schweden Alles durchzuführen, was durchgeführt werden mußte, um ihm einen Versuch der Verwirklichung seines Kreuzzugstraums zu ermöglichen. Allein schon war an die Stelle kaltblütiger Erwägung die Leidenschaft getreten und sie wurde von geschickten Händen zur immer höher lohenden Flamme aufgeschürt und angeblasen.

Die Staatsumwälzung Frankreichs sandte ihre elektrischen Schläge über ganz Europa hin. Wur-

den durch diese Entsendungen der kolossalen, in Paris arbeitenden Batterie doch sogar die guten Deutschen, diese abstrusen Literaturmenschen und abstrakten Kunstduseler, da und dort so empfindlich getroffen, daß sie aus ihrem Dusel emporfuhren und schier so thaten, als wollten sie fürderhin nicht mehr im Traumland Abstraktoria leben. Droben in Schweden aber wickelte sich aus den Gährungen der Zeit jenes eigenthümlich-nordische, in der Geschichte der skandinavischen Völker so oft wirksame Element und Motiv heraus, jener gefrorene Haß, welcher dem weißglühhitzigen des Südens an Fanatismus Nichts vorgibt. Dieser im schwedischen Junkerthum schon lange arbeitende Haß hatte das Verderben König Gustavs beschlossen und war in Gestalt eines Komplotts der Ausführung dieses Beschlusses nahe und näher gerückt.

Daß im schwedischen Adel eine unmittelbar gegen die Person des Königs gerichtete Komplott-Tendenz seit Langem vorhanden gewesen, hatte schon der Anjala-Bund sattsam erwiesen. Allein es dürfte aktenmäßig nie zu beweisen sein, wer zu dem Mord-

komplott, welches zur Zeit des Reichstags von Gefle zur Reife gedieh, den Keim gepflanzt habe. Aktenmäßig nie zu beweisen, wohlverstanden! Denn keine Geschwornenbank würde nach von dem öffentlichen Ankläger geführtem Indicienbeweis anstehen, als solchen Keimpflanzer den Freiherrn und Generalmajor Pechlin schuldigzusprechen. Der alte, zweiundsiebzigjährige Fuchs war der hartgesottenste Aristokrat in Schweden. Eine wahre Sohlleberseele von Junker! Sein Haß gegen Gustav seit dem Staatsstreich von 1772 ein tödtlicher, aber wie ein vergifteter Dolch in der Sammetscheide kluger Zurückhaltung versteckt. Dieser Mann von stahlfesten Nerven hat „den Schnittern das Kornfeld gezeigt und die Sicheln geschärft.“ Er hat das junkerliche Mordkomplott zu Faden geschlagen, aber ohne dabei die Hände zu zeigen. Er ist einer jener dämonischen Pfiffici Pfiffikorum gewesen, welche es verstehen, mittels eines Augenzwinkerns, eines Kopfnickens, einer Handbewegung, eines hingeworfenen Wortes die Menschen zu bösen Thaten zu treiben und nachher achselzuckend zu sagen: Wie Dummköpfe Einen

doch mißverstehen können! Es kennzeichnet den greisen Schurken, daß er von vorneherein sorgsam darauf Bedacht nahm, in keinem Falle gesetzmäßig überführt werden zu können, indem er, den Buchstaben des Gesetzes über Zeugenbeweis im Auge haltend, niemals Zweien zugleich seine Gedanken, Wünsche und Rathschläge letzter Instanz andeutete. Neben und mit Pechlin handirten bei Schaffung des Komplotts der Freiherr Thure Bjelke und die beiden Junker und Brüder Kanzleirath und Sekretär Engeström. Bjelke hat sich nach losgegangenem Mordklapf und angehobener Untersuchung selber mittels Giftes hingerichtet.

An seiner Peripherie, wo der widergustavische Junkerhaß nur in unbestimmten Wünschen und Drohungen sich erging, hatte das Komplott massenhafter Betheiligung sich zu erfreuen. Vielleicht ist die Sage, wenigstens zwei Drittel des schwedischen Adels hätten von der Verschwörung gewußt und sie gebilligt, keine allzu große Uebertreibung, sondern wenigstens annähernd eine Thatsache, in welcher auch die Erklärung des Umstandes läge, daß der

Mordprozeß auf einen möglichst kleinen Umkreis eingeschränkt worden ist. Man konnte ja unmöglich gegen alle Mitwisser strafrechtlich verfahren; um so weniger, da, wie ein unheimliches Gerücht raunte, ein solches Verfahren möglicher Weise bis in die königliche Familie hinein- und bis zum Bruder des Königs, dem Herzog von Södermanland, hätte hinanreichen müssen.

Die Verschwörung verengte sich koncentrisch und in ihrer Koncentration potenzirte sie sich zum Mordkomplott. Dem Centrum, wo wir die eigentlichen Attentatsgesellen, die „Schwarzen", finden werden, sind schon sehr nahe gestanden drei Offiziere: der Oberstleutnant Lilljehorn bei den Garden, der Major Hartmansdorff von den Garden und der Freiherr und Leutnant Ehrensvärd. Der Major war aus junkerlich-militärischen Gründen ein Hasser Gustavs, Lilljehorn und Ehrensvärd dagegen hatten aus der Zeitatmosphäre das revolutionäre Feuer eingeathmet. Sie schwärmten aufrichtig für die schwedische „Frihet", welche sie sich freilich ganz anders vorstellten als dieselbe jemals gewesen war,

und verabscheuten demzufolge in Gustav den „Tyrannen".

Noch glühender webte und waltete dieses idealische Element des Komplotts in der Seele des vierundzwanzigjährigen Grafen und Majors Klas Fredrikson Horn, welcher mit dem Grafen und Kapitän Adolf Ludwig Ribbing und dem Kapitän Jakob Johann Ankarström das Triumvirat der „Schwarzen" ausmachte. Graf Horn, kaum ins Mannesalter eingetreten, Sprößling einer der ersten Familien Schwedens, schön von Antlitz und stattlich von Gestalt, reich und brav, liebenswürdig und geliebt, ist ein lyrischer Dichter gewesen, welcher von Gustav dem Dritten dachte, wie der Brutus des Plutarch vom Cäsar, und ganz in klopstockischer Weise für die französische Revolution — in ihrer ersten Phase — schwärmte, dieselbe, ganz wie Klopstock, als „die Morgenröthe eines anbrechenden neuen Welttags" begrüßend. Er hat Lieder gedichtet — sie sind noch heute in seinem Vaterlande nicht ganz verklungen — Lieder voll süßmelancholischer Milde und Melodie, und es müßte wunderbar erscheinen, wie ein so

weichherziger Poet dazu gekommen, in ein Mordkomplott, ja so recht in den Mittelpunkt eines Mordkomplotts zu treten, so man nicht wüßte, daß gerade in solchen „indischen Blumenseelen" mitunter die Wollust der Grausamkeit ras't. Es ist überhaupt ein eigen Ding um die Süßen, Zarten, Sanften, Milden, um die Mimosenherzen und Mondscheingemüther! Im Verkehr mit denselben hat man nicht selten Veranlassung, des orientalischen Sprüchworts zu gedenken: „Wer das Reh im Jungle jagt, dem springt der Tiger entgegen." Ja, ein eigen Ding mit solchen Zephyrsäuselern und Blüthenstaubhaucherinnen! Gefährlich unter Umständen! Denn bevor du dich's versiehst, sind die lieben Liebfrauen-Milch-Brüder und die linden Herz-Jesu-Schwestern unter die Mantscher und Pantscher, Mucker und Munkler der bedenklichsten Sorte gegangen. Wie warnt Hafis?

„Traue keinem Heiligen!
Süße Worte spricht er;
Aber in der Kutte steckt
Immer ein Halunke ...."

Nicht vom lyrischen Schlage war der Graf Rib-

bing. Ein stolzer, fester, entschlossener Aristokrat, dessen Seele seine schöne und leidenschaftliche Mutter von Kindheit an auf dem Amboß ihres Hasses hart widergustavisch geschmiedet hatte. Sie soll dem leichtfertigen Könige Dinge zu verzeihen gehabt haben, welche ein stolzes und heißes Weib nie verzeiht, — selbst dann nicht, wann es aus einem jungen Buhlweib ein altes Betweib geworden ist. Und auf diesen angeborenen und anerzogenen Groll hatte Ribbing noch weiteren gehäuft, Parteigrimm und persönliche Erbitterung. Denn er hatte um die Hand des liebreizenden Fräuleins de Geer von Löfstad geworben, der reichsten Erbin im Schwedenland, und hatte hoffen dürfen, den Preis davonzutragen; selbst gegenüber der Mitbewerbung eines so glänzenden Nebenbuhlers, wie der Freiherr von Essen war, der Oberstallmeister und ein Günstling des Königs. Allein Essen wußte Gustavs dringende Fürsprache bei der Familie de Geer zu erlangen und der glückliche Oberstallmeister führte die schöne und reiche Braut heim. In explodirender Wuth hatte Graf Ribbing den Freiherrn gefordert und es hatte ein

Duell stattgefunden, innerhalb der königlichen „Schloßfreiheit“ sogar, um deren gewaltthätiger Verletzung willen über den Herausforderer eine längere Haft verhängt worden war. Man sieht, es kochte und schäumte ein hinlänglich Maß von widergustavischem Groll und ribbingischer Rachelust in der Brust des Grafen, um es glaubwürdig zu machen, daß er der eigentliche Mordplanentwerfer gewesen sei. Gewiß ist, daß mehrere der Eingeweihten während der Prozedur diesen Plan ausdrücklich den ribbingischen genannt haben. Andere freilich behaupten, Ribbing sei im Kreise der „Schwarzen“ nur das Sprachrohr des alten Fuchses Pechlin gewesen, dessen Winke er in Worte übersetzt habe.

Vielen gilt immerhin der Graf als der rechte Treiber innerhalb des Kreises der Verschworenen. Allein hart ihm zur Seite stand ein Mann, der entschieden keines Treibers bedurfte: — Ankarström. Dieser i. J. 1761 geborene Junker entstammte einer wallonischen, in Schweden eingewanderten Familie. Er hatte von Jugend auf Hofdienste gethan; war zuerst Page im Königsschlosse, dann Korporal in

der Garde, dann Fähnrich bei den Gardes du Corps gewesen. Diese so zu sagen höfische Laufbahn hatte aber die wilden Affekte, welche in ihm arbeiteten, nicht geschweigt oder auch nur beschwichtigt. Ein schwarz- und schwerblütiger Mensch allzeit, in dessen Anschauungs- und Empfindungsweise Etwas von altskandinavischer Härte und Wildheit eingegangen war, Etwas von der Steinherzigkeit und Berserkerwuth nordischer Urzeit. Ein Charakterkopf, ohne Frage, und ein Mann von großer Wohlgestalt. Der Schädel von unten nach oben mächtig sich erweiternd, energisch geschlossener Mund, prächtige Nase, unter weit und schön gewölbten Brauen große dunkle Augen und darin der melancholische Metallblick des Fanatismus, in den tiefen Furchen der breiten Stirne Stimmung und Entschluß zu finsteren Thaten. Auch Ankarström hatte persönliche Beschwerden gegen den König oder glaubte welche zu haben, weil er von ihm öffentlich gegen denselben ausgestoßener Schmähworte halber in Untersuchung genommen und zu einer Geld- und Gefängnißstrafe verurtheilt worden war. Gustav, zu dessen besten

Eigenschaften das großmüthige Hinwegsehen und Hinweggehen über ihm persönlich angethane Beleidigungen gehörte, hatte zwar den Beleidiger begnadigt; aber so, wie der Mann nun einmal war, mußte die Verachtung, welche in solcher Begnadigung lag oder wenigstens liegen zu können schien, den Stachel in Ankarströms Seele nur schärfen. Zusammengesetzt war übrigens dieser Stachel wunderlich genug aus junkerlichem Kastengeist und aus aufrichtiger Vaterlandsliebe und es untersteht keinem Zweifel, daß nicht die persönlichen, sondern die patriotischen Motive es gewesen sind, welche den Fanatiker zu seiner That getrieben haben. In Wahrheit, er sah in Gustav den bösen Genius, geradezu den Verderber Schwedens und seit Jahren hatte er sich in die Vorstellung hineingebrütet, daß er seines Landes Befreier werden müßte, sein Leben einsetzend für die Vernichtung des Verderbers. In der Stille des Landlebens, in welche er sich, nachdem er i. J. 1783 als Kapitän seinen Abschied und dazu eine Frau genommen hatte, zurückgezogen, war dieser Gedanke zu einem Ungethüm geworden,

welches sich nicht mehr an der Kette halten lassen wollte. Im Winter von 1791—92 kam Ankarström nach Stockholm zurück und betheiligte sich eifrig an dem politischen Treiben seiner Standes- und Parteigenossen.

Unlange vor der Weihnacht wurde er näher bekannt mit dem Grafen Klas Horn und durch diesen dann mit dem Grafen Ribbing. Wer von den Dreien das Wort „Königsmord" zuerst ausgesprochen, ist mit Sicherheit nicht anzugeben. Jedoch liegt gar kein Grund vor, Zweifel zu setzen in Ankarströms eigene Angabe, daß er im Kreise seiner Genossen mit seiner Absicht, den König zu tödten, gar nicht heimlich gethan und bald nach der Weihnacht, wo ja durch die Verhandlungen des Reichstags zu Gefle die Aufregung und Verwirrung der Gemüther noch beträchtlich gesteigert wurden, sich entschlossen habe, den Gedanken zur That zu machen. Die gangbare Sage, daß Ribbing und Horn ihrem Mitverschworenen die Ehre, den Streich auf Gustav zu führen, nicht gegönnt hätten, daß unter den Dreien das Loos geworfen worden und zu Gunsten Ankar-

ströms gefallen wäre, mag einer jener Arabesken-schnörkel sein, welche die Mythenbildungssucht um derartige Thatsachen der Geschichte illustrirend her-zeichnet. Fest steht, Ankarström war einer jener Männer, welche nicht lange fackeln und flunkern, sondern kurzweg sagen: „Ich thu' es!" und es wirklich thun.

Der gräfliche Lyriker Horn besaß in reizender Lage am Mälar ein Landgut und Sommerschloß, Hufvudstad geheißen. Dorthin lud er „an einem Sonntag nach Neujahr" seine beiden Genossen Rib-bing und Ankarström zu einer entscheidenden Be-rathung, wobei es schon nicht mehr um das Was, sondern nur noch um das Wie sich handelte. Denn der schwarz- und schwerblütige Kapitän schnitt die Verhandlungen über die öffentlichen Nöthe und Sor-gen kurz ab mit den Worten: „Wenn wir den König nicht loswerden, hilft Alles Nichts. Ich schaff' ihn weg, wo und wann sich die erste Gelegenheit dazu findet." Sollte nicht Schloß und Park zu Haga, Gustavs Lieblingsaufenthalt, die gewünschte Ge-legenheit bieten? Man diskutirte die Frage, wobei

Ankarström und Horn die Beschaffenheit von Haga genau erörterten. Doch faßte man auch schon das Opernhaus zu Stockholm in's Auge. Zuletzt bemerkte der Kapitän: „Meine Pistolen taugen Nichts; ich muß mir bessere verschaffen." — „Oh, was das angeht, ich habe ein Paar vortreffliche," sagte der lyrische Graf. — „Wollt Ihr sie mir leihen?" — — „Mit Vergnügen."

Von diesem „Sonntag nach Neujahr" an umlauerte Ankarström den König. Erst in der Hauptstadt, dann auch in Gefle, wo Gustav während des Reichstags mehr als einmal in Gefahr gewesen ist, auf einem seiner Spazierritte vom Pferde geschossen zu werden. Vielleicht geschah es nur deßhalb nicht, weil der Auflaurer der Verläßlichkeit seiner Waffen nicht traute, da er die „vortrefflichen" horn'schen Pistolen in Stockholm zurückgelassen hatte, maßen eine Reinigung und Reparatur derselben nöthig befunden und dieses Geschäft dem Pistolenschmied beim königlichen Leibregiment, Andreas Kaufmann, übertragen worden war. Sobald dann der König Gefle verließ, folgte ihm Ankarström nach der Hauptstadt,

wo es sein Erstes war, die inzwischen ausgebesserten Pistolen bei Kaufmann abzuholen. Wenige Tage darauf erfuhr er, daß am Abend des 16. März im Opernhause eine große „Maskerade“ stattfinden sollte, welchem Vergnügen Gustav der Dritte sehr zugethan war. „Die Gelegenheit ist günstig,“ dachte der starrsinnige Attentäter und eilte zum Grafen Ribbing. „Ob der Hund von Sodomiter kommen wird?“ fragte der Graf zweifelnd. „Ich hoff' es,“ versetzte der Kapitän; „und wenn er kommt, dann … meine Pistolen sind bereits geladen, mit Kugeln und mit Hagel.“

Am 15. März begaben sich Ribbing und Ankarström, nachdem sie in Erfahrung gebracht, daß der König den auf den folgenden Abend angesetzten Maskenball besuchen würde, nach Hufvudstad, wo sie mit Horn verabredeten, daß sie am nächsten Tage um 4 Uhr Abends in Ribbings Stadtwohnung sich treffen wollten, um die letzten Vorbereitungen zur „Maskerade“ in's Werk zu richten. Diese Zusammenkunft fand zur angegebenen Stunde statt. Graf Ribbing hatte aber unmittelbar zuvor einer anderen

angewohnt, beim Freiherrn Pechlin, an dessen Mittagstafel an diesem 16. März von 1792 die „Crême“ des Komplotts versammelt war. Daß hier von dem beabsichtigten Königsmorde ausdrücklich gesprochen worden, ist nicht erwiesen. Wohl aber ist erwiesen, daß des Näheren darüber verhandelt wurde, was „in Betreff des Reichsregiments zu thun sein möchte,“ wenn „das nahe bevorstehende Unglück eintreten sollte.“ Bei dieser Gelegenheit scheint, den Aussagen des Freiherrn und Oberstleutnants Lilljehorn zufolge, der alte Fuchs Pechlin einmal aus seinem Malepartus ganz und gar herausgegangen und von der Schnauze bis zur Wedelspitze als der oberste Leiter der Verschwörung sich gezeigt zu haben. Lilljehorn selbst wurde während der Verhandlung von Bedenken und Reue angewandelt und gab dieser Stimmung Ausdruck, indem er seine Mitrottirer beschwor, den Mordplan fallen zu lassen. Er richtete Nichts aus und ließ seine Skrupel sogar soweit wieder beschwichtigen, daß er mit Pechlin und dem Kanzleirath Engeström in eine Erörterung über die Vorkehrungen einging,

welche getroffen werden sollten, um „nach geschehenem Unglück" die gute alte schwedische „Freiheitszeit" wieder heraufzuführen. Dann, nach dem Weggang aus Pechlins Hause schlug ihm das Gewissen abermals und er beschloß sofort, dem König eine Warnung zugehen zu lassen.

Graf Ribbing ging etwas früher von Pechlin weg, um verabredeter Maßen Horn und Ankarström in seiner Wohnung zu treffen. Er theilte ihnen mit, der Freiherr und Generalmajor habe geäußert, daß, wenn die „Sache" nicht jetzt geschehe, große Gefahr der Entdeckung vorhanden wäre, da so viele Leute von dem „Ding" unterrichtet seien. „Gut; ich werd' es thun!" sagte Ankarström und ging mit Horn nach Hause, wo er alsbald seine Pistolen hervornahm und jede derselben mit zwei Kugeln und mit Bleihagel lud. Diesen Waffen fügte er eine dritte hinzu, ein langes Messer mit schwarzem Griff, welches er acht Tage zuvor in einer Eisenbude auf dem Ritterhausmarkte gekauft hatte. Er feilte jetzt einen Widerhaken in dasselbe und schliff die Spitze mittels eines Wetzsteins scharf. Während dieser

Arbeit mag er zum Grafen Horn gesagt haben, daß er entschlossen sei, sein Leben für die „gute Sache" hinzugeben und, falls er mit dem einen seiner Pistole den König getödtet hätte, die Mündung des andern sofort gegen die eigene Stirne zu richten. Ob der finstere Fanatiker in diesen Stunden irgendwie seiner Frau und seiner vier Kinder gedacht habe, darüber ist nicht die leiseste Andeutung auf uns gekommen.

Die drei „Schwarzen" hatten bei Ribbing die Verabredung getroffen, daß sie in schwarzen Dominos auf der Maskerade erscheinen und, hieran einander erkennend, zwischen 11 und 12 Uhr im Opernhause sein wollten. Horn kleidete sich bei Ankarström an. Dieser selbst that einen Frack an, darüber den schwarzen Domino, band eine weiße Larve vor das Gesicht und setzte einen runden schwarzen Hut auf. In die linke Brusttasche steckte er das eine Pistol und zwar mit gespanntem Hahn, das andere in die rechte Hosentasche. Das mit einem Stücke dünnen schwarzen Taffets umwickelte Messer nahm er in die linke Hand. So gerüstet, brach er

um 11 Uhr mit Horn aus seiner Wohnung auf, um über den Nordermalmsmarkt nach dem Opernhause zu gehen.

3.

Der Mord.

Die Lawine des Unheils war im Rollen und Nichts mehr sollte sie aufhalten. Auch der Gewissensschrei nicht, welchen der Oberstleutnant Liljehorn vernommen und halbwillig so befolgt hatte, daß nur eine anonyme Halbheit daraus hervorging. Zu schwach zum Guten und zu feige zum Bösen, spielt der Jesuitismus des Menschen gar gerne mit solchen Halbheiten. Die Lawinen der Geschicke rauschen achtlos darüber hinweg.

König Gustav hatte sich im Opernhause ein Speisezimmer einrichten lassen und pflegte dort an Theater- und Ballabenden zu soupiren. So that er auch am Abend des 16. März von 1792. Sein

Oberstallmeister Essen und noch etliche begünstigte Hofleute saßen mit ihm zu Tische, während der Sal des Hauses sich allmälig mit Masken füllte und das Getön der Ballmusik stoßweise in das königliche Zimmer herüberklang.

Es war halb 11 Uhr, als ein Diener, Peter Barck, welcher seinen Herrn zum Opernhause begleitet hatte und jetzt unter dem Portikus stand, neugierig die ankommenden Masken betrachtend, von einem bemantelten Manne mit der Frage angetreten wurde, ob er des Königs Kammerdiener Remi kenne. „Ja, wohl kenne ich den," gab Barck zur Antwort. Worauf der Mann im Mantel: „Ihr sollt zwei Reichsthaler haben, wenn Ihr diesen für Se. Majestät bestimmten Brief da geschwinde dem Remi überbringen wollt." Peter nahm den Brief und eilte damit die Treppe hinauf. Da er aber im Vorzimmer zum königlichen Speisegemache den Kammerdiener nicht traf, übergab er den Brief einem königlichen Läufer, welcher denselben hineintrug.

Gustav saß bei seinem Lieblingsgetränke, Champagner mit Selterserwasser, und war heiter gestimmt.

Lässig öffnete er den ihm überreichten Brief, welcher französisch und mit Bleistift geschrieben war, aber keine Unterschrift trug. Der anonyme Schreiber — wir wissen, daß es Lilljehorn war — warnte den König, heute die Maskerade zu besuchen, weil ihm daselbst Gefahr drohe. „Bah," sagte Gustav, den Brief in die Tasche steckend, — „wieder so ein anonymer Droh- und Warnbrief! Wenn ich dergleichen Zuschriften beachten wollte, könnte und dürfte ich nirgends mehr hingehen."

Um 11 Uhr ließ sich der König einen Domino reichen und erklärte, er wollte sich die Maskerade ansehen. Er begab sich zunächst in seine runde Gitterloge, von welcher aus er den prächtigen Theatersal, der fünf Logenreihen übereinander hatte und 2000 Zuschauer zu fassen vermochte, bequem überblicken konnte. Ob ihm, während er hier, etwa eine halbe Stunde lang, verweilte, eine Maske im schwarzen Domino mit weißer Gesichtslarve und einem hohen runden Hut irgendwie aufgefallen sein mag? Diese Maske bewegte sich langsam durch das Gewühl im Sale. Zwei andere

schwarze Dominos suchten sich augenscheinlich in ihrer Nähe zu halten, und wer darauf geachtet hätte, würde bemerkt haben, daß alle drei die königliche Loge scharf im Auge behielten.

Es ging gegen Mitternacht, als Gustav seine Loge verließ und, auf den Arm seines Oberstallmeisters Essen gelehnt, in den Sal herabkam. Er durchschritt denselben, begab sich dann nach dem Foyer, kam bald wieder zurück und mischte sich mitten in das Getreibe der Maskenlust. Der Ort war voll rauschender Fröhlichkeit. Das Orchester lärmte, Scherz und Lachen im Sale und in den Logen.

Der König, noch immer Arm in Arm mit Essen, schritt auf eine dichte Gruppe von Masken zu, innerhalb welcher es sehr laut und lustig herging. In diesem Augenblicke tauchten die drei schwarzen Dominos ganz in seiner Nähe auf.

Gustav schreitet vorwärts, den Oberstallmeister zu seiner Rechten. Einer der drei Schwarzen hält sich dicht im Rücken des Königs; der andere mehr rechts, als wollte er die Aufmerksamkeit Essens ablenken; der dritte naht sich von linksher, legt flüch-

tig seine Rechte auf die linke Schulter Gustavs und sagt mit verstellter Stimme: „Gute Nacht, Maske!“

Als wär' das ein Stichwort, macht der schwarze Domino mit der weißen Larve hinter dem Könige eine rasche Bewegung. Dann zuckt ein Pulverblitz und ein Schuß donnert durch den Sal.

Der getroffene Monarch — die Ladung des Mordgewehres ist ihm oberhalb der Hüfte in den Rücken gedrungen — sagt zu seinem Begleiter Essen: „Ich bin verwundet. Führt mich hinweg und verhaftet ihn!“

„Feuer! Feuer!“ schreit es durch den Sal. In wilder Verknäuelung stürzt die Menge den Ausgängen zu und das Haus scheint unter dem wüthenden Gestampfe und Getobe zusammenbrechen zu müssen*).

---

*) Wie leicht begreiflich, widersprechen sich die Berichte über Gustavs Ermordung in Betreff der Einzelheiten gar sehr. Auch aus den Prozeßakten ist kein durchweg genaues und verläßliches Bild der Katastrophe zu gewinnen. Ich habe mich bemüht, möglichst verbürgte Züge zusammenzustellen; kann aber auch nicht alle verbürgen. Der Ueberlieferung zufolge war es Graf Horn, welcher dem Könige die Hand auf die

Essen hatte in dem schrecklichen Moment, als ihm sein königlicher Gönner zum Tode verwundet in die Arme sank, Geistesgegenwart genug, nach dem Lagmann und Polizeimeister Lilljensparre zu rufen und die Schließung der Salthüren anzuordnen. Dies geschehen, wurde der König in sein Zimmer hinaufgetragen, wo der erste Verband angelegt ward. Gustav behielt seine Fassung und Haltung vollständig. Ja, er vermochte sogar zu scherzen. Als er auf einer Sänfte vom Opernhause zum Schlosse getragen wurde und die ungeheure Volksmenge wahrnahm, welche voll unverkennbar leid-

---

Schulter gelegt und die Worte: „Gute Nacht, Maske!" gesprochen hat. In den Verhören hat freilich der arme Lyriker das gänzlich geleugnet und angegeben, er sei, als Ankarström den Mordschuß that, „gewiß zehn Ellen von ihm entfernt gewesen." Allein der Graf hat ja auch geleugnet, daß er die Mordpistolen seinem Mitverschworenen geliehen habe, was doch als erwiesen angenommen werden muß. Eine Sage will, Graf Ribbing habe eigentlich den Mordschuß losgebrannt; denn als er die Waffe in Ankarströms Hand hätte zittern sehen, habe er sie selber ergriffen und abgeschossen. Das ist jedoch eine ganz grundlose Fabel. Ankarström war, wie Arndt mit Recht bemerkt hat, wahrlich kein Zitterer.

voller Theilnahme ihm das Geleite gab, sagte er: „Seht mal, ich bin wie der heilige Vater in Rom; man trägt mich in Prozession."

Aber was ging derweil im Palaste von Gustavs Bruder, in den Gemächern des Herzogs Karl von Södermanland vor? Unheimliches, scheint es. Denn als der von Essen gesandte Hiobsbote, ohne darauf zu achten, daß man ihm in der Vorhalle des Palastes sagte, der Herzog sei in seinem Schlafzimmer und schon seit mehreren Stunden zu Bette, in das Kabinett des Hausherrn drang, fand er diesen daselbst und zwar in voller Großadmiralsuniform. Erwartete der Herzog Etwas? Hielt er sich vielleicht bereit, *seine* Rolle in dem Trauerspiele sofort antreten zu können? Nun, er hat sie dann auch wirklich angetreten; denn wenige Stunden nachher erließ der verwundete König ein Edikt, kraft dessen er seinen Bruder Karl an die Spitze der aus dem Grafen Wachtmeister, dem Grafen Oxenstjerna, dem Freiherrn Taube und dem Freiherrn Armfelt zusammengesetzten Reichsregentschaft stellte.

Die rasche Bestellung dieser Regentschaft, in

welcher die scheinbare Hauptperson eine wirkliche Nebenperson gewesen ist, hat den geheimen Leitern des explodirten Junker-Komplotts einen Stein in den Weg gewälzt, über welchen sie nicht hinwegzukommen vermochten. Die von den Herren Pechlin, Bjelke, Engeström und Anderen gewollte Revolution, zu welcher Gustavs Ermordung das Signal geben sollte, vergeckte, d. h. die Maßregeln, welche der tödtlich verwundete König noch zu treffen im Stande war, verhüteten die Wiederkehr der guten alten frommen „Freiheitszeit" Schwedens. Gustav war gefällt, aber die Junker waren geprellt. Sie wagten den geplanten zweiten Akt der Mordtragödie nicht in Scene zu setzen; sie wagten auch nicht einmal eine Vorbereitung dazu, weil das Volk Stockholms und Schwedens dem vom Adel meuchlerisch getroffenen Könige alle seine Sünden verzieh und Bürger und Bauern den auf Sicherung der Thronfolge und auf Wahrung der königlichen Macht abzielenden Bestimmungen und Anordnungen des Verwundeten thatkräftige Unterstützung zu leisten entschlossen waren. Das Verderben des königlichen Hauses

wurde freilich dadurch nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben. Die Verrücktheit Gustavs des Vierten vollendete, was die leichtfertige Komödianterei Gustavs des Dritten begonnen hatte, und am 13. März von 1809 nahm der schwedische Adel seine endgültige Rache für den 19. August von 1772 und für den 21. Februar von 1789.

Der zum Tode verwundete König hat übrigens auf seinem vieltägigen Schmerzenslager weit mehr wahre Größe bewiesen, als während seines ganzen früheren Lebens. Was nur immer ursprünglich gut und edel in ihm gewesen war, kehrte sich in diesen Leidenstagen heraus. Nicht allein mit Unverzagtheit, sondern auch mit Heiterkeit sah er dem Unvermeidlichen entgegen. Er vermochte zu scherzen und wußte mittels der Einfälle prickelnder Laune über Schmerzen und Todesschauer sich hinwegzuhelfen. Nur einmal entfuhr ihm eine bittere Rede, der giftigen Klatschbase und Skandalchronistin Gräfin Klinkowström gegenüber, einer Tochter des Ur- und Erzjunkers Graf Axel Fersen, als sie gekommen war, am Qualbette des Königs Heuchelthränen zu ver-

gießen. Da sagte er mit spöttischem Lächeln zu ihr: „Frau Gräfin, wie, Ihr weint? Gefall' ich Euch denn nicht, wie ich hier liege? Ihr habt das ja seit lange gewünscht und Viele wünschten es mit Euch. Aber gebt Acht, es kommt eine Zeit, wo man den Tyrannen Gustav zurückwünschen wird ...." Zu hohem Ruhm gereicht es dem gemeuchelten Manne, daß er bei Prozessirung der Verschwörer größtmögliche Milde ausdrücklich empfahl und befahl. Allerdings mag hiebei die traurige Ahnung oder vielmehr Gewißheit, daß bei der weiten Verzweigung und Verwurzelung des Komplotts vollständige Gerechtigkeitsübung ja doch unmöglich wäre, mitbestimmend gewirkt haben. Aber Gustav hat auch ausdrücklich gewünscht, daß nicht nur im Allgemeinen gegen die Rottirer und Komplottirer milde verfahren, sondern daß sogar seinem Mörder Gnade zu Theil werden möge, — ein Wunsch, welcher freilich keine Berücksichtigung fand und, wie die Sachen lagen, keine finden konnte.

Daß der Meuchlerschuß den König nur tödtlich verwundet hatte, statt ihn auf der Stelle zu tödten, war, wie schon angedeutet worden, für die Pechlin, Bjelke, Engeström und Mitjunker eine Störniß, die ihnen das Koncept vollständig verrückte. Aber auch der Attentäter selber wurde durch diesen Umstand ganz aus seiner Fassung gebracht. Er hat eingestanden, daß, als er bemerkte, sein Schuß habe den König nur verwundet, eine „Sinnentribulation" ihn überfiel, welche ihn vergessen ließ, die Mündung seines zweiten Pistols auf die eigene Brust oder Stirne zu richten. Er hat während des Tumults im Sale dieses zweite Pistol in eine Loge geworfen, nachdem er das losgefeuerte sammt dem großen Messer schon zuvor hatte auf den Boden fallen lassen. Es ist bekannt, daß, nachdem der Versuch, des Attentäters unmittelbar nach dem Attentat im Opernsale selbst habhaft zu werden, mißlungen war, die dort aufgefundene und von dem Pistolenschmied Kaufmann sofort wiedererkannte Mordwaffe auf die Spur des Mörders und zur Verhaftung desselben führte.

Ankarström hatte keinen Versuch zur Flucht ge-

macht. Im ersten Verhöre bezeichnete er seine That als ein Werk persönlicher Rachsucht und wollte von politischen Motiven und Mitschuldigen Nichts wissen. Diese Stellung ließ sich aber nicht lange halten gegenüber den erdrückenden Anzeichen und Beweisen vom Bestehen eines Junker-Komplotts, welche die Untersuchung von Tag zu Tag deutlicher zu Tage förderte. Der Attentäter sah sich daher gezwungen, wenigstens seine nächsten Gesellen, Ribbing und Horn, zu nennen, und die Geständnisse dieser Beiden gaben dann dem Oberstatthalteramt, welches die Prozedur leitete, weitere Fäden in die Hand.

Die Darlegung des Prozesses selbst mag billig einem neueren oder neuesten „Pitaval" überlassen werden. Genug, am 17. April fällte das königliche Hofgericht sein Urtheil über den Hauptschuldigen und dieser Spruch lautete also: — „Weilen der Kapitän Jakob Johann Ankarström als ein geborener Schwede, der dadurch und durch seine Eidespflicht dem Könige des Reiches als Unterthan zur Treue und Huld verbunden gewesen, überführet worden, seinen König mit überlegtem Muth, aus Rach-

sucht, vorsätzlich, innerhalb seines Burgfriedens ermordet zu haben, so hält das königliche Hofgericht dafür, daß, vermöge des Kap. 4, §. 1 des Titels von Missethaten und der Gesetze wegen Schärfung der Strafe bei vorzüglich groben Verbrechen, dieser grimmige Missethäter, Jakob Johann Ankarström, welcher durch einen solch argen Vorsatz und dessen abscheuliche Ausführung alles bürgerliche Ansehen, Ehre und Würde abgelegt und des adeligen Standes sich unwürdig und verlustig gemacht hat, dieser unerhörten Missethat wegen und zum allgemeinen Schrecken und Abscheu solchergestalt bestraft werde, daß er erstlich auf drei verschiedenen Märkten (Ritterhaus-, Heu- und Neumarkt) drei Tage nach einander zwei Stunden am Schandpfahl stehen solle, mit einer über seinem Kopfe befestigten Tafel mit der Aufschrift: Der Königsmörder Jakob Johann Ankarström —; daß er jedes Mal, nach verflossenen diesen Stunden, vom Büttelknecht mit fünf Paar Ruthen und mit jedem Paar mit drei Hieben gestrichen werde; daß er endlich, nach vorhergegangener Bereitung zum Tode, zum Galgenplatz

geführt werde, die rechte Hand und den Kopf verliere und dergestalt auf's Rad gelegt werde, daß Hand und Kopf auf einen Pfahl gesteckt, der übrige Körper aber auf vier Räder gelegt werde. Auch sollen alle fahrenden und liegenden Güter des Mörders der Krone anheimfallen. Ueberdem soll sowohl am Galgen als am Kack des Packaremarktes eine Tafel befestiget werden, worauf vermerkt ist, wie der Königsmörder Ankarström im Jahr 1792 verurtheilt und bestrafet worden."

Dieses Urtheil ist mit allen seinen barbarischen Einzelnheiten vollstreckt worden, ohne daß die Nerven des gemarterten Mannes ihm versagten. Standhaft ist er bis zuletzt dabei verharrt, daß er in Gustav dem Dritten den Feind, den Unterdrücker und Verderber des Vaterlandes getödtet habe*).

*) Der schwedische Novellist Crusenstolpe hat in seinem historischen Roman „der Mohr" (Bd. 4, Kap. 17) folgenden Zug als historisch verbürgt, welcher, falls er das wirklich wäre, wieder einmal recht deutlich zeigen würde, daß, wie im shakspeare'schen Trauerspiel, so auch in der Tragödie „Weltgeschichte" dem Tragischen das Komische auf die Fersen tritt und Klown, Harlekin und Hanswurst vor den Augen Mel-

Auch über Ribbing, Horn, Lilljehorn und Ehrensvärd ergingen Todesurtheile. Der Regent jedoch, Herzog Karl von Södermanland, begnadigte die Viere zur Verbannung und sie sind dann, etliche erst nach langen Jahren, in der Fremde gestorben und verschollen. Der alte Fuchs Pechlin und der Kanzleirath Engeström kamen mit lebenswieriger Festungshaft davon . . . .

Gustav der Dritte aber war seinem Mörder im Tode vorangegangen. Der kalte Brand seiner Wunde brachte ihn um und in seinem siebenundvierzigsten Lebensjahr am Vormittag des 29. März

---

vomene's ihre Späße machen. Unmittelbar nach der Hinrichtung Ankarströms erschien nämlich, dem genannten schwedischen Autor zufolge, in Stockholm ein Holzschnitt, welcher den Attentäter während seiner Ausstellung am Pranger darstellte. Der Holzschnittdrucker mußte Tag und Nacht drucken, so begehrt war das Bild. Bei dieser hastigen und gewaltsamen Abnutzung zersprang die Holzplatte. Woher in der Geschwindigkeit eine neue nehmen? Eine neue war nicht zu beschaffen, wohl aber eine alte. Zwar nicht eine mit Ankarströms, aber doch eine mit — Luthers Bildniß. Diese schnitzelte der Holzschneider etwas zurecht, setzte die Inschrift: „Der Königsmörder Ankarström“ über den Kopf des Reformators und druckte dann lustig weiter, eine Menge von Luther-Ankarströmen.

1792 ist er von der Weltbühne abgetreten. Denn es mag nicht unpassend sein, den Hingang gerade dieses Königs also zu bezeichnen. Hätte er doch, wie vormals der sterbende Oktavianus Augustus gethan, in seiner letzten Stunde an seine Freunde die Frage thun dürfen: „Ecquid videretur mimum vitae commode transegisse?“ Zweifelhaft ist freilich sehr, ob die Freunde, wenn sie hätten ehrlich sein wollen, die Rolle des Theater-Königs als eine gutdurchgeführte zu beklatschen berechtigt gewesen wären. Immerhin war der arme eitle Gustav, was man einen „denkenden Schauspieler“ nennt, und das ist schon Etwas, — vorausgesetzt, daß überhaupt „Etwas“ ist an und in diesem Schaum und Traum, von welchem da geschrieben steht beim Evangelisten vom Avon: —

„Ein Schatten nur,
Der wandelt, ist das Leben, weiter Nichts;
Ein armer Komödiant, der auf der Bühne
Sein Stündchen stelzt und große Worte macht,
Worauf man weiter Nichts von ihm vernimmt;
Ein Märchen ist's, erzählt von einem Schwachkopf,
Voll wilden Wortschwalls, doch bedeutungsleer.“

Die
Göttin der Vernunft.

1.

Die Deutschen sollen und wollen, wie es scheint, in der Politik ewige Kinder sein und bleiben. Sind doch sogar, statt vorwärts zu wachsen, die Insassen der „frommen Kinderstube Deutschland" bis zur förmlichen Wickelkindlichkeit zurückgealtert. Wie hätten sie sonst Anno 1866 glauben und hoffen können, ein galvanisirter Leichnam, der deutsche Bund, werde Thaten thun? Von Uranfang an haben sich die Deutschen zur Idee des Staates unempfänglich, unbeholfen, geradezu tolpatschig verhalten. Ihr von Haus aus schwacher politischer Sinn verkuhschnappelte in der Kleinstaaterei, verkrähwinkelte im Gemeinde- und Korporationswesen vollends zu engherzigster Philisterei. Die größte politisch-soziale That, zu welcher das Germanenthum es gebracht hat, war

die Feudalität, also die absolute Barbarei, das infame Kastenwesen, welches unsere Ahnen aus der indisch-arischen Urheimat mit nach Europa herübergeschleppt haben, — ein Erbübel, das noch heute ekelhaft forteitert.

Aber war denn nicht auch der Staatsbau Englands eine germanische Schöpfung? Ja wohl; vorausgesetzt nämlich, daß man die Fiktion von dem Germanenthum der aus keltischen, germanischen und romanischen Elementen zusammengebastardeten englischen Nationalität aufrechthalten wolle, was man immerhin thun kann. Denn eine Berechtigung hiezu gibt die Thatsache an die Hand, daß der englische Staatsbau, dieses Ideal der festländischen Liberalen, durch und durch feudal war und ist. Dieweil derselbe jedoch mit allerhand konstitutionellen Brimborien und allerlei parlamentarischem Spielzeug aufgedonnert und ausgeflittert ist, mag er ein ganz passendes Staatsideal für Leute sein, welche ja auch in dem herz- und gewissenlosen Humbuger Palmerston das Muster eines „liberalen" Staatsmanns gesehen und gepriesen haben.

Aber woher rührt denn das Unheil, daß die Deutschen in der Politik ohne Schick und Takt, ohne Spontaneität und Initiative, ohne eigenwüchsigen Willen und elementare Thatkraft sind? Daher, daß sie von Anfang an ein theologisches Volk waren und bis zum heutigen Tage blieben, d. h. ein Volk, dessen höchstes Sinnen und Minnen nicht der „gemeinen Wirklichkeit der Dinge", sondern den eingebildeten und angeblichen „Urformen" galt und gilt, stets bereit, das Wort der That vorzuziehen und für Phantome Wesenheiten hinzugeben.

Falls aber des römischen Poeten bekanntes Sprüchlein:

„Solamen miseris socios habuisse malorum" —

wahr ist, so fehlt es uns nicht an Trost. Denn nicht uns Deutsche allein hat der Theologismus verhindert, es in der Politik zu Etwas zu bringen, wobei selbstverständlich der Begriff Theologismus weder im Sinne des athanasius'schen Kredo, noch des Tridentinum, noch der augsburger oder der helvetischen Konfession gefaßt ist. Es gibt eine welt-

geschichtliche Thatsache, welche auch leichteste Kork-
seelen zum Nachdenken stimmen muß und in Form
einer schneidenden Schicksalsironie Zeugniß ablegt
von dem Unsinn und Unheil des Daseins der
Menschheit: die Thatsache, daß gerade die erwähl-
ten „Völker Gottes", d. h. die mit Intelligenz
höchster Potenz begabten, mit konsequentestem Idea-
lismus getränkten Inder, Juden, Griechen und
Deutschen, die schlechtesten Staatsgeschäfte gemacht
und mit all ihrer ungeheuren civilisatorischen Arbeit,
mit aller Hoheit und Tiefe ihres Gedankenlebens,
mit der ganzen Schöpfungsmächtigkeit ihrer Phan-
tasie es nur dazu gebracht haben, weltbürgerlicher
Kulturdünger zu sein. Der wilde Schmerz über
solch ein Geschick spitzte sich in Indien zu der groß-
artigen Religionsdichtung, genannt Buddhismus,
zu, wie er aus dem Judenthum das weltverleug-
nende Christenthum hervortrieb, und er stöhnt gleich
erschütternd aus dem hebräischen Gedicht vom Hiob,
wie aus dem hellenischen vom Prometheus und aus
dem deutschen vom Faust. Die Juden freilich, welche
ja so gescheidt gewesen sind, schon frühzeitig neben der

Stiftshütte ihres Elohim das goldene Kalb aufzustellen, haben sich später an der Welt gerächt, indem sie statt der ihnen versagten Staatsgeschäfte wenigstens glänzende Staatspapiergeschäfte zu machen wußten und wissen.

In Wahrheit, die Juden haben mit der Zeit an die Stelle ihrer theologischen Leidenschaft mehr und mehr das „Geschäft" gesetzt und jene so zu sagen zu einer bloßen „Schlemihlerei" degradirt, gut genug allenfalls für den „Schabbes". Die Kinder Teut aber waren nicht so klug wie die Kinder Israel. Im Gegentheil, sie traten die Hinterlassenschaft der Letzteren als ein kostbarstes Vermächtniß an, und hätte es den frommen Vätern von Nikäa gefallen, statt des einen Glaubensbekenntnisses deren zehn zu verfertigen, Michel hätte sie alle mit Heißhunger verschluckt. Der arme theologische Nimmersatt konnte ja solcher „Seelenspeise" nie und nimmer genug bekommen.

Daraus erklärt es sich, daß den deutschen Fürsten ihr angestammtes, schon zu des Arminius Zeiten eifrig geübtes Handwerk, der Vaterlandsverrath,

im Mittelalter so leicht gemacht war. Wurde es doch mit Hülfe und zum Vortheil des Papstthums geübt und die Deutschen nahmen die Papstfabel bekanntlich für bare Wahrheit, nahmen sie blutig ernst, während andere mittelalterliche Christen, die Franzosen, die Engländer, sogar die Spanier, sammt ihren Königen den dreifach gekrönten Alfanz zwar theoretisch verehrten, praktisch jedoch nur anerkannten, wann und soweit es gerade in ihren Staatskram paßte. Der theologische Vampyr hatte demnach schon im Mittelalter gierig vom Herzblut unserer Nation gesogen; allein er wurde zu einem noch kräftigeren und durstigeren Unthier aufgehätschelt durch die Lutherei, welcher es so schön gelungen ist, die widernationale Trias: Bibelbuchstabengötzendienst, fürstlichen Partikularismus und unterthänliche Knechtseligkeit — mit dem ganzen Nimbus eines unantastbaren Dogma's zu umgeben. Der ewigglorreiche geistige Befreiungskrieg, welchen das achtzehnte Jahrhundert gegen alle Mächte der Finsterniß geführt hat, schien auch diesen lutherischen Popist fällen zu wollen, ja schon gefällt zu haben. Wie sollte

er standhalten gegen die herrlichen Siegesschläge, welche unsere vier großen Befreier, Lessing und Kant, Göthe und Schiller, gegen ihn thaten? Und doch hielt er stand. Ach, wir waren viel zu sehr vertheologisirt, verbibelt, verjudet, um die von den unsterblichen Viermännern uns gebrachte frohe Botschaft der Vernunft und Humanität zu verstehen und anzunehmen. Darum ist es dann dem lutherischen Jesuitismus, genannt romantische Schule, so leicht geworden, unsere „gebildeten Stände" von den Regionen lessing-kantischer Aufklärung und göthe-schiller'scher Schönheit und Freiheit wieder weg und ins theologische Duster- und Dusel-Land zurückzulocken. Darin dämmern seither die guten Deutschen wieder herum, unermüdlich das leere Stroh dreschend, welches ihnen von Kanzelpäpsten und Kathederpfaffen vorgeschüttet wird.

So ein Kathederpfaffe höchster Potenz ist auch der Hegel gewesen, welchem das tübinger „Stift" sein Lebtag aus allen Poren guckte. Ein Wortschaumschläger, welcher sein Bißchen Talent dazu verbrauchte, die deutsche Sprache zu einem Babelthurm-

baukauderwälsch zu verhunzen, womit eine Nation zu behelligen, welcher Lessing unlange zuvor eine wissenschaftliche Prosa geschaffen hatte, nur die äußerste Schamlosigkeit sich erfrechen konnte. Und was barg denn diese kauderwälsche Hülle für einen Kern? Theologie, was sonst? Die hegel'sche Philosophie ist wie eine Zwiebel — abscheuliches Gewächs! Du schälst und schälst immerzu, um zur Sache, zum Kern, zur Fruchtsubstanz zu kommen; aber nach Abstreifung der letzten Haut findest du — Nichts. Oder doch Etwas? Freilich. Hat unser Kathederpfaffe nicht gekauderwälscht von der „absoluten" Religion, d. h. vom Juden-Christenthum, und vom „absoluten" Staat, d. h. vom königlich-preußischen Polizeistaat? Das also wäre der Zwiebel Kern! Man kann übrigens die Hegelei, welche in Deutschland so viele Schafsköpfe drehend gemacht hat, auch vergleichen mit einem jener Verirpakete, welche junge Leute einander zu übersenden lieben. Dreifach umschnürt, siebenfach versiegelt, mit großer Werthangabe versehen, enthält so ein Paket, nachdem der Empfänger die Dutzende und Wiederdutzende

von Papierhüllen aller Formen und Farben entfernt hat, schließlich nur einen neuen Spielpfennig oder einen alten Hosenknopf. So wirst du, wenn du die zahllosen kauderwälschen Konvolute durchbrochen und mit gebührendem Ueberdruß bei Seite geworfen hast, im Innersten, im Tabernakel der hegelischen Philosophie nur den alten, angemoderten, muffigen theologischen Zopf vorfinden, den der unverschämte Gaukler, der freche Sophist, welcher wie die Trinitätsfabel so auch die karlsbader Beschlüsse sykophantisch und denunciantisch zu rechtfertigen unternahm, vor Zeiten im tübinger Stift getragen hatte. Dieser Zopf ist der Fetisch, das Palladium, die Standarte der Schüler des Mannes geworden und geblieben. Deßhalb die ewige Wiederaufwärmung und Wiederauftischung der altgebackenen faden Judenmazzen, welche unsere Großväter voll Ekel und Verachtung weggeworfen hatten; deßhalb der zudringliche Eifer, die Untersuchung der Bestandtheile und der Zubereitungsart dieser Mazzen immer und immer wieder den geduldigen Deutschen als eine „Angelegenheit der Nation" aufzuschwatzen.

Und sie lassen sich dieselbe aufschwatzen. Denn dies auch ist eins der unglücklichen Charaktermerkmale unseres Volkes, daß es aus lauter Tiefsinnigkeit gerne das Unsinnige annimmt und glaubt, seinen wahren Sehern und wirklichen Lehrern dagegen ein eisiges Mißtrauen entgegenbringt. Im Juni von 1807 sagte in Tilsit der russische General Budberg zum preußischen Freiherrn von Schladen: „Mit einem Monarchen wie der Ihrige kann Niemand den Staat retten. Er hört und befolgt immer nur den Rath der Schwächlinge und der Schurken.“ Genau so, wie Friedrich Wilhelm der Dritte that, thun die Deutschen. Laßt ihnen einen Mann von lauterster Vaterlandsliebe und makellosestem Ruf aus der ganzen Fülle seines Herzens und aus der ganzen Genialität seines Kopfes einen Rath geben: sie werden daran unendlich zu deuteln, zu mäkeln, zu tadeln haben und denselben jedenfalls nicht befolgen; denn er ist zu einfach, zu gerade und gesundmenschenverständig, er trifft zu sehr das Rechte und Richtige. Aber laßt einen ehrgeizigen Schwachkopf, einen selbstsüchtigen Gaukler, einen phrasenschleimigen

Parlamentshanswurst das Kläglichste, laßt den nächsten besten Lump und Schuft das Lumpigste und Schuftigste anrathen: die guten Deutschen werden Wohlgefallen daran finden; insbesondere, wenn, was übrigens selbstverständlich, der Rathschlag dahin geht, den dämmernden, duselnden, dahlenden Lebenswandel fortzusetzen und die „rohe Empirie des Handelns" getrost andern Völkern zu überlassen, maßen sich dieselbe für die „Nation von Denkern und Kritikern" nicht schicke.

Oh, über den deutschen Kriticismus! Er gemahnt nur allzu häufig an jene höchst verwickelte, tiefsinnige und kunstvolle Maschine beim Hogarth, welche erfunden und konstruirt wurde, um — den Kork aus einem Flaschenhals zu ziehen. Oder auch gemahnt er an den „Spodizator" beim Rabelais, welcher „einem todten Esel künstliche Winde entlockte und die Elle davon zu fünf Sols verkaufte." So ein richtiger deutscher Kritikakerlak beweis't dir mit breitspurigster „Wissenschaftlichkeit" ein-, zwei-, drei- und mehrbändig, daß 3 mal 1 gleich 3, nicht aber gleich 1 sei, und andere dergleichen Dinge mehr.

Hüte dich wohl, zu meinen oder gar zu sagen, sothane Großthaten Kritikakerlaks seien ja ganz überflüssig, für Jeden überflüssig, welcher fünf gesunde Sinne besitze und seinen Denkapparat überhaupt einmal, und wäre es auch nur zehn Minuten lang, in Bewegung gesetzt habe, — hüte dich! Denn sofort würde eine ganze Horde von Kritikakerlaken über dich herfallen und dich als undeutsch, oberflächlich, frivol und unwissenschaftlich verschreien.

Die armen Franzosen, welche, so viele ihrer nämlich überhaupt staarstechfähig, schon von ihren Rabelais, Montaigne und Voltaire den Glaubensstaar sich stechen ließen! Wie schauderhaft „ungründlich" und „unwissenschaftlich" ist es bei dieser Operation zu- und hergegangen! Zwar das läßt sich kaum bestreiten, daß die frivolen Franzosen gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hin schon gerade soweit waren, wie die ernsten Deutschen jetzo gegen das Ende des 19. hin sind. Aber das thut Nichts: — sie hätten von Wissenschaftswegen warten sollen und müssen, bis die gründliche deutsche Kritik allen den Plunder, Schund und Wust viel-

bändig-wissenschaftlich wegbewiesen gehabt hätte, welchen der „französische Leichtsinn“ so vorschnell und so ohne Umstände weggespottet und weggelacht hatte.

Nun aber vernehm' ich aus der Jahnhagelgegend her eines deutschdümmlichen Bierbasses ingrimmig Gebrumm: „Quousque tandem?“ ... Wie lange noch ich euch die Wahrheit sagen werde, vieltheure Landsleute? Gerade noch so lange, als ich Zunge und Feder rühren kann. Gerade noch so lange, als ihr es nöthig habt. Und ihr habt es — bei Wuotan und Frouwa! — sehr nöthig. Ja, ihr braucht einen über der Atmosphäre deutscher Knechtschaffenheit stehenden Mann, welcher den ernüchternden Kaltwasserguß der Wahrheit auf eure vom selbstgefälligen Phrasenfusel eurer Turn-, Schieß-, Sang- und Sauf-Feste bedudelten Schädel herabschüttet. Ihr seid eines solchen rücksichtslosen Grobianus a Lapide infernali doppelt bedürftig zu dieser unserer Zeit, allwo eine erkleckliche Anzahl von Hofräthe-seelen, welche bei den Fürsten nicht mehr an- und unterzukommen wußten, die Volkshofräthelei etablirt hat. Wie sie sich drücken und ducken und biegen

und schmiegen, die Herren Volkshofräthe, um auf dem Wege sanfter Opposition zu Fürstenhofräthen mälig vorzurücken! Mit wie zierlich nationalökonomischen Pas sie den liberalen Bourgeoistanz um das goldene Kalb her mitmachen! Wie sie scharwenzeln und fuchsschwänzeln an den Tafeln der Bankokraten und begeisterungsvoll einstimmen in das „Hoch der allmächtige Dollar!“ Mögen sie das Alles thun; sie sind nun einmal dazu gemacht und die den Weltmarkt beherrschende Firma Lump und Kompagnie hat auch solche Kommis nöthig. Nur kann man an dem Gesindel nicht vorübergehen, ohne daß Einem das Bein juckte, demselben einen Gelegenheitsfußtritt zu geben. Damit von dieser Grundsuppe deutscher Gründlichkeit weg und zurück zu den ungründlichen Franzosen ....

Das ist ein Springervolk! Sprunghaft seine ganze Geschichte. Mitunter scheinbar ganz verloren in allerlei Albernheiten und Kindereien, in Louis-Philippismus oder in Louis-Bonapartismus, in Chateaubriandismen oder in Saint-Simonismen, und doch stets auf dem Sprunge, mit gleichen Füßen in

die Revolution hineinzuspringen, ins Unberechenbare, ins Chaos, — so ist dieses quecksilberne Franzosenthum nun einmal dazu bestimmt, das Barometer der Welthistorie abzugeben. Die Elasticität der französischen Quecksilberigkeit ist unzerstörbar, ihre Expansionskraft unermeßlich; aber ihre Verläßlichkeit gleich Null. Wem sollte auch einfallen, vom Quecksilber Festigkeit, vom Wind und von der Welle Beständigkeit zu verlangen und zu erwarten? Diese gallischen Springinsfelder sind wie jener münchhausen'sche Läufer, welcher sich Bleigewichte an die Beine binden mußte, um seinen Schnellgang zeitweilig einigermaßen zu mäßigen. Die Restaurationszeit, der Geldbrozenkönig, „deſſ' Haupt glich einer Birne", der „L'empire-c'est-la-paix"-Alp sind solche Bleigewichte. Eines schönen Tages aber streift Monsieur Vert-Galant die abscheulichen Bleiklötze plötzlich wieder ab und thut einen Juli- oder Februarsprung, daß Europa in seinen Grundvesten erzittert und die Völker aufjauchzen vor Staunen und Freude.

Solche Sprünge müssen doch wohl auch mit

zum Weltorganismus gehören, da sie von Zeit zu Zeit immer wieder geschehen. Die Theorie von einer deutschlangsamen und deutschmethodischen, aber stätig vorschreitenden Entwickelung menschlicher Kultur, von einer Entwickelung, welche die Gedanken der „allgemeinen Vernunft", die „ewigen Grundsätze" des Rechts friedlich und ungehemmt in Thaten übersetzt, ist recht schön. Schade nur, daß die weltgeschichtliche Praxis sich so wenig darum kümmert. Wollte sie jener Theorie nachleben, wie gemüthlich und idyllisch würde es auf dieser unserer Erde zugehen! Es bedürfte dann auch keiner französischen Leichtfüße von Revolutionsspringern mehr. Und das wäre gut, sofern dieselben mitunter doch gar zu tolle Sprünge machen, den Christen zum Skandal, den Juden zum Aergerniß. Heidnische Sprünge geradezu, unmittelbar in die satanischen Regionen von Gog und Magog hinein.

So einen Sprung machten sie im Jahre 1793, einen richtigen Purzelbaum aus dem Christenthum ins Heidenthum hinüber, indem sie auf dem Altar des „dreieinigen" Gottes die „Déesse de la Rai-

son" inthronisirten. Das ganze Hussah und Halloh dieser Orgie erinnerte auffallend an das wüste Spektakel der mittelalterlichen „Narren- und Eselsfeste", welches ja ebenfalls auf französischem Boden am wildesten getobt hatte. In jedem Menschen steckt bekanntlich der Narr, welcher zuweilen mit aller Gewalt herauswill. Es kommt nur darauf an, ob er Kraft genug hat, die Zwangsjacke der Gewohnheit zu zerreißen, oder nicht. Die Narren von 1793 hatten die erforderliche Kraft und so setzten sie das große Narrenfest des Atheismus in Scene, welches wir uns jetzt etwas näher ansehen wollen. Es ist der Mühe nicht unwerth.

2.

Ja, der Narr war los, stellte sich auf den Kopf, schlug Räder und purzelbäumte sich. Es geschah, was immer geschieht und geschehen wird, wenn das alte Gewohnheitsthier, der Mensch, den Versuch macht, mit der Vergangenheit plötzlich und vollständig

zu brechen: — die chronische Thorheit wurde zum akuten Wahnwitz.

Da zur Zeit des Ancien Régime das Christenthum ganz und gar im Pfaffenthum untergegangen war, so mußte der revolutionäre Zorn eine starkaufgetragene heidnische Färbung haben. Wie auch konnte die Erinnerung an das antike Heidenthum einem am 10. August von 1792 triumphirend zum Durchbruche gekommenen Republikanismus fernbleiben? War doch die Gironde, welche dem von Madame La France zur Welt geborenen Augustkind zunächst zur Amme und Wärterin bestellt wurde, mit antiken Erinnerungen so vollgestopft, daß ihr die griechischen und römischen Sentenzen bündelweise zum Maule herausſingen. Das gute parlamentarische Schwatzweib, was hat es dem Püppchen für hübsche milesische Märchen und für sinnreiche äsopische Fabeln vorgeleiert, um dasselbe zu einer honetten, attisch wohlerzogenen, Griechisch und Latein verstehenden Respublika zu erziehen! Aber, ach, der kleine Engel ward im Handumdrehen ein großer Bengel, welcher die Carmagnole anthat, die rothe

Mütze aufsetzte und im Flegeljahrehumor mit seinem gefährlichen Spielzeuge, der Guillotine, seiner vieltheuren Amme den Kopf abschlug.

Die wackeren Wolkenwandler und braven Schönschwätzer von Girondisten hatten die Republik salonsfähig machen wollen, um sie mit Anstand ihrer Aspasia, Manon Roland, vorstellen zu können. Auch das girondistische Heidenthum war ein auf die „gute Gesellschaft" berechnetes. Bei heiteren Symposien die Schläfen mit Violen und Rosen zu bekränzen und, befeuert von schöner Frauenaugen zärtlichen Blicken, den „Harmodios" zu singen, wie ihn vor Zeiten im perikleischen Athen griechische Philosophen, Poeten und Künstler angestimmt hatten, davon träumten die girondistischen Träumer noch zur Zeit, als längst nicht mehr der Salon, sondern die Straße den Ton angab — und was für einen Ton! — im Babel-Paris. „Ça ira!" Ach, das war kein „Harmodios", wie ihn Perikles und seine erlauchten Freunde mitsammen gesungen. Das war der Chor der „Guillotinefurien", allvormittäglich heiser gekreischt auf der Place de la Révolution, wann das Fallbeil in

schrecklicher Monotonie zwanzigmal, dreißigmal, fünfzigmal auf- und niederging.

Aber die Straße will auch ihr Heidenthum haben, maßen ja doch das Christenthum mehr und mehr aus der Mode gekommen ist. Auch der Unglaube darf kein Privilegium der verdammten Aristokraten mehr sein, f....! Darum, f...., Commune von Paris, thu' deine Schuldigkeit und, f....., verheidenisire hübsch unsere eine und untheilbare Republik. Liberté, égalité, fraternité ou la mort!... Solcher Père-Duchesne-Styl trug es über des armen genialen Vergniaud klassische Beredtsamkeit davon, wie ja in 99 Fällen von 100 die Gemeinheit allzeit den Genius besiegt. Am jakobinisch-explosivischen 2. Juni von 1793 wurde der Gironde zu Grabe geläutet. Sie hatten vom Rechte deklamirt, die liebenswürdigen Schwärmer, derweil ihre Gegner die Macht an Hand genommen hatten. „Macht geht vor Recht!" Das war eine brutale Thatsache, lange bevor deutsche Dahl- und Duselinge im J. 1864 darob die Hände über den Strohköpfen zusammengeschlagen haben, als wäre

nicht die ganze Geschichte ihres eigenen Vaterlandes, als wäre nicht die ganze Weltgeschichte von Anfang an und bis zum heutigen Tag eine unaufhörliche und unwidersprechliche Variation jenes trostlosen Thema's. Wozu also der Lärm?

Die pariser Commune beeilte sich, die Forderungen des Hébertismus, wie sie im „Père Duchesne" gepredigt wurden, zu erfüllen oder, was dasselbe war, das revolutionäre Heidenthum aus dem Girondistisch-Vornehmen ins Sansculottisch-Populäre zu übersetzen. Die Jahrestagfeier des 10. August gab willkommene Gelegenheit, eine Generalprobe zu veranstalten, ob und wie denn eigentlich das Heidenthum der guten Stadt Paris zu Gesichte stände. Der Großceremonienmeister Ihrer Majestät der souveränen Canaille, Maler David mit seiner geschwollenen Backe, soll sich tummeln, daß die Probe gut ausfalle. Citoyen David tummelt sich wirklich und bringt mittels großen Aufwandes von Gyps, Pumpwerken, Wasser, Baumzweigen, Blumen, Steifleinwand, Musik, Kanonendonner u. s. w. eine leidliche Parodie, um nicht zu sagen Travestie jener

„Pompa" zuwege, wie sie vor Zeiten am 28. Tage des Monats Hekatombäon mit ihren Kitharöden und Auleten, ihren Thallophoren und Kanephoren, in der Mitte das „heilige Schiff," durch die Straßen von Athen und zur Akropolis empor sich bewegt hatte, um der Pallas Athene einen neugestickten „Peplos" zu überbringen.

Die Stelle der attischen Jungfrauen nehmen in der Festprozession vom 10. August 1793 nicht gerade allzu jungfräuliche Poissarden ein, welche, Eichenzweige in den derben Händen haltend, auf Kanonen reiten. Das heilige Schiff aber wird ersetzt durch einen Pflug, auf welchem, gezogen von ihren Kindern, Philemon und Baukis hocken. Die Statue der Pallas sodann muß eine ungeheure, aus Gyps modellirte und da, wo vordem die Bastille gestanden, aufgerichtete „Natur" versehen, welche Wasser aus ihren Brüsten sprudelt. Der schöne Herault de Sechelles — die große Wegwischerin auf dem Revolutionsplatze wird ihn mitsammt seiner Schönheit bald genug wegwischen — der schöne Herault ist, als Präsident des Konvents an diesem Tage, der

Führer des Festzuges. Er fängt in einer eisernen Schale das aus den Brüsten der Natur quillende Wasser auf, bringt in aller Form eine „Libation" und hält an die Gypserne eine Rede, welche mit den Worten anhebt: „Souveraine du sauvage et des nations éclairées, ô Nature!"

Warum auch sollte man nicht ungenirt heidnisch sich gebaren, nachdem Citoyen Jakob Dupont im Schooße des Konvents die Zeitgemäßheit des Atheismus proklamirt hatte? Es war dem Biedermanne damit voller Ernst, was unwiderleglich dadurch bewiesen wird, daß er später als notorischer Narr gestorben ist. „Was — hatte er ausgerufen — die Throne sind umgestürzt und die Altäre stehen noch! Glaubt ihr denn, die französische Republik sei zu begründen und zu befestigen mittels anderer Altäre als mittels des Altars des Vaterlandes und mittels anderer religiöser Symbole als mittels der Freiheitsbäume? Die Natur und die Vernunft, da habt ihr meine Gottheiten! Ja, ich sage es dem Konvent ohne Umschweife: — ich bin Atheist."

Dieses Kredo oder Nichtkredo war ein vorzeitiges,

um etliche Wochen oder sogar Monate verfrühtes. Der Narr war aus dem armen Jakob Dupont zu voreilig hervorgesprungen. Zwar der Janhagel auf den Galerien klatschte Beifall, allein da und dort auf den Bänken der Deputirten ward Gemurre laut und wurde die Bemerkung gehört: „Dem Kerl rappelt es!“ Bald sollte dieses Rappeln zu einem grassirenden werden, wie das allzeit so geschieht in der Welt, wenn die Narrheit einmal recht närrisch ist. Und, in Wahrheit, sie war es dazumal. Wie, das veranschaulichen insbesondere auch die amtlichen Berichte der in die Provinzen gesandten Konventskommissäre, — Berichte, aus welchen man neben dem Blutgeriesel auch das Geklingel der Schellenkappe deutlich heraushört. So z. B. meldeten Lequinio und Laignelot aus Rochelle: „Alles geht hier wie geschmiert. Das Volk wendet sich aus freien Stücken der Fackel der Vernunft zu, welche wir ihm mit Sanftmuth und Brüderlichkeit zeigen. Das Revolutionstribunal, welches wir eingesetzt haben, räumt unter den Aristokraten auf und die Guillotine schlägt Köpfe ab. Der Bürger Ance

hat sich freiwillig erboten, das Amt des Guillotineur zu übernehmen. Wir haben es ihm übertragen und ihn eingeladen, mit uns zu speisen, wobei wir zu Ehren der Republik verschiedene Libationen darbrachten."

Aber auch die Narrheit verlangt Form und Norm und der Wahnsinn gestaltet sich gerne methodisch. Der schmierige Kynismus des Père-Duchesne-Hébert reichte nicht aus, den „Vernunftkult" zu Etwas zu machen, was sich vor den Parisern sehen lassen konnte. Da nahm sich Citoyen Chaumette, Generalprokurator der Commune, der Sache an und brachte als eifriger und geschickter Regisseur die Posse in Gang. Chaumette ist, das steht fest, ein aufrichtiger Enthusiast, ein ehrlicher Narr gewesen und hat mit völlig selbstsuchtloser Begeisterung so zu sagen den Pontifex Maximus des Vernunftgottesdienstes gemacht. Die Vermuthung jedoch ist statthaft, daß sein Eifer beträchtlich geschürt worden sein dürfte durch das von seinen Feinden ausgesprengte Gerücht, er sei früher Mönch gewesen. Diese damals gefährliche Zulage ließ man nicht gerne auf sich sitzen und

Chaumette that alles Menschenmögliche, die grundlose Beschuldigung zurückzuweisen, welche dadurch entstanden sein mochte, daß seiner Rednerei eine gewisse priesterliche Salbung eigen war. Es ist dies ja, wie Jedermann weiß, bei den Auslassungen negativer Pfaffen überhaupt nicht selten der Fall. Fanatismus bleibt Fanatismus, schwarz oder roth angestrichen.

Der Sohn eines Schusters in Nevers, war Chaumette vor Zeiten ein kleiner Thunichtgut gewesen. Sein Vater hatte ihm einige Gelegenheit zur Erwerbung von Kenntnissen verschafft — „lui fit faire quelques études,“ wie unsere französische Quelle ziemlich obenhin sagt; aber der hoffnungsvolle Sohn war dieser Gelegenheit entlaufen und Schiffsjunge geworden, erst auf einer Loire-Barke, dann auf einem Kriegsschiff. Da gefiel es ihm aber auch nicht lange; er empfand plötzlich Sehnsucht nach den weggeworfenen Büchern, und weil er einsah, er habe zu einem großen Admiral nicht das Zeug, beschloß er, ein berühmter Botaniker zu werden. Warum er auch dieses nicht geworden, ist

nicht recht klar, da er doch die „Pflanzen und Blumen so sehr liebte.“ Genug, das Jahr 1789 fand den sechsundzwanzigjährigen Chaumette als Schreiber eines Advokaten in Paris. Die vorschreitende Revolution machte ihn zum Klubbruder bei den Cordeliers und zum beliebten Eckstein- und Kneipenredner. Eine hübsche Gestalt, eine Stimme voll Wohlklang, ein nicht gemeines Talent der Improvisation, — das waren Mittel, welche damals ihren Besitzer zu Etwas machen konnten, namentlich dann, wann so ein Ecksteinprophet ehrlich und eifrig Alles selber glaubte, was er seinem sansculottischen Publikum vororakelte. Nach der Explosion vom 10. August war Chaumette bereits eine Person von solcher Bedeutung, daß er zum Nachfolger Manuels in der Generalprokuratur der Commune erkoren wurde, und in diesem Amte verschritt er alsbald dazu, dem ganzen Zelotismus negativen Pfaffenthums Zaum und Zügel schießen zu lassen.

In Wahrheit, der Mann betrieb den Krieg wider das Christenthum und für den Atheismus mit ganz pfäffischer Gluth und Wuth; er war ihm Herzens-

sache. Daneben trat der wunderliche Pontifex auch als eifriger Sittencensor auf. Er verfolgte die Prostitution bis in ihre heimlichsten Schlupfwinkel und verklagte dieselbe als „eine politische Pest, welche zu existiren nirgends das Recht hat, ausgenommen Länder, welche unter dem Joche von Königen und ehelosen Priestern seufzen.“ Er fuhr auch mit äußerster Strenge gegen den Verkauf schmutziger Bücher und unfläthiger Bilder vor und las gelegentlich gewissen „Viragos“, welche in der Stadt herumliefen und die Pariserinnen halb bittweise, halb zwangsweise überreden wollten, statt der Haube die rothe Mütze aufzusetzen, sehr energisch die Leviten. Summa: der Mann ist, wie schon gesagt worden, ein ehrlicher Narr gewesen. Er hat auch, als seine Stunde, weggewischt zu werden, gekommen war, das Schaffot mit heiterer Fassung beschritten, nachdem er an den Schranken des Revolutionstribunals — Narren sprechen ja die Wahrheit — das wahre Wort gesprochen hatte: „Meine Zeit ist meine Rechtfertigung und meine Verurtheilung (ma justification et ma condamnation sont dans le temps).“

Ein weltgeschichtlich Narrenspiel wäre nicht ganz, so nicht auch ein Stück Deutschland mitspielte. Dasselbe wurde in der Komödie des Chaumette-Hébertismus vertreten durch den Wirr- und Schwarbelkopf, welcher auf den Schultern unseres Landsmanns, des Baron Klotz aus Kleve saß. Dieser reiche Edelmann ist, wie auch der Prinz Karl von Hessen-Rotenburg, bekanntlich eine Weile lustig mit dem Malstrom der Revolution geschwommen und dann plötzlich von demselben hinuntergeschlungen worden. Auch er war ein ehrlicher Narr im Superlativ. Nachdem er sich zum Anacharsis Clootz und zum französischen Citoyen umgewandelt hatte, ließ er sich selber zum „Orateur du genre humain" vorrücken und hat als solcher verschiedene Mummereien und Spektakel, die Jedermann kennt, an den Schranken des Konvents und anderwärts agirt und tragirt, eine Art von tollgewordenem Marquis Posa. „Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif," sagte Schillers Malteser. „J'ai le malheur de n'être pas de mon siècle," sagte Citoyen Anacharsis. Der gute Schwarbler war ein geschworener

Weltbürger. Er haselirte von einem „Peuple Dieu“, wollte schlechterdings, daß „le genre humain ne formera plus qu'une nation,“ und predigte leidenschaftlich seinen Traum von einer Universalrepublik. „Wohl — witzelte eines Tages einer seiner Zuhörer den armen Schwarmgeist an — Eure Universalrepublik ist ein schönes Ding. Wann sie mal fertig, wird der Berg Athos die Rednerbühne und werden die Kordilleren die Bänke sein, worauf die Repräsentanten des Universums Platz nehmen.“ Worauf Citoyen Anacharsis: „Je me moque des moqueurs,“ und begann seine Predigt auf's Neue. Denn mit Spott tödtet man den Fanatismus gerade so, wie man mit Oel das Feuer löscht.

3.

Im Spätherbst von 1793 feierte der Atheismus in Paris seine lärmenden Saturnalien. Da tummelte sich gar lustig der Antichrist, dessen alter Mythus jetzt

für eine Weile zur Wirklichkeit geworden war. Eifrige Konventskommissäre hatten in den Provinzen, wie schon erwähnt wurde, so tüchtig vorgearbeitet, daß man in der Hauptstadt dazu verschreiten konnte, die Summe der widerchristlichen Rechnung zu ziehen und an die Stelle des katholischen Gottesdienstes, dessen Symbole und Apparate, zugleich mit denen des Königthums, mit fliegender Hast verfolgt und zerstört wurden, den „Vernunftkult" zu setzen.

Zu Anfang Oktobers beschloß der Konvent die Abschaffung des christlichen und die Einführung des „republikanischen" Kalenders, welchen Romme gemacht hatte, unter Beihülfe von Monge, Lagrange und Fabre d'Eglantine. Etliche Tage darauf wurden die Königsgräber zu Saint-Denis zerstört. Tag für Tag empfing der Konvent von Nah und Fern Zuschriften und Abordnungen, welche widerchristliche Bezeugungen verlautbarten. Unter diesen Deputationen machte sich auch eine gehörige Anzahl von Priestern bemerklich, die, um ihren vernunftgottesdienstlich-guten Willen durch die That zu beweisen, gleich die Ex-Nonnen mitbrachten, welche sie geheiratet

hatten. An einem der ersten Tage im November ist an den Schranken des Konvents auch die Zuschrift eines Pfarrers gelesen worden, welche mit den Worten anhob: „Ich bin Priester, das will sagen Charlatan*).“

Bei sothanen Stimmungen und Thaten schien einem Anacharsis Clootz und einem Anaxagoras Chaumette die Zeit gekommen zu sein, mittels Inthronisirung der „Göttin der Vernunft“ förmlich und feierlich der Welt zu verkünden, daß des alten Virgilius sibyllinisches Prophetenwort: —

Ultima Cumaei venit jam carminis aetas;
Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo,
Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna —

endlich zur Erfüllung gelangt sei. Aber freilich anders als der gute Kirchenvater Laktantius vor Zeiten

---

*) Vielleicht war das nur ein Widerhall des Berichtes, welchen der Konventskommissär Dumont im Oktober aus Amiens eingesandt und worin er gemeldet hatte, er habe dem Volke auseinandergesetzt, die Priester seien „des arlequins ou des pierrots vêtus de noir, qui montraient des marionnettes, que tout ce qu'ils faisaient étaient des escroqueries pour gagner de l'argent.“ Moniteur 1793, Nr. 279.

gemeint hatte*). Der würde sich auch nicht übel vor der „Virgo“ entsetzt haben, welche von Mademoiselle Maillard von der Oper oder von Mademoiselle Candeille vom Ballet „gemacht“ wurde. Dann von noch weit notorischeren Miß-Mademoiselles, so das Wort statthaft. Die schönste und anständigste aller „Déesses de la Raison“ war aber die Citoyenne Momoro, welcher ihr fanatischer Mann, der Buchdrucker Momoro, die Göttinrolle aufzwingen mußte. Das Gebaren der armen Frau, die, abgerechnet ihre „etwas schadhaften“ Zähne, eine vollkommene Schönheit gewesen, wird als ein sehr sittsames gerühmt. Leider ist kein Zeugniß auf uns gekommen, welche Gefühle durch ihre Brust, welche Gedanken durch ihr Gehirn gegangen, während sie auf dem Altar thronte . . .

An einem der ersten Novembertage von 1793 begab sich der „Redner des Menschengeschlechtes“ zu dem konstitutionellen Erzbischof von Paris, Gobel, der, ein einfältiger und schwacher Greis, ganz steuer- und richtungslos mit der Sündflutströmung der Zeit

*) Institut. div. VII, 24.

dahintrieb. Schon lange eine bloße Marionette am Drahte der tollsten Demagogen, ließ er sich jetzt durch Cloots unschwer bestimmen, die Hauptrolle in einer Posse zu übernehmen, welche die Chaumette, Hébert, Momoro, Pache und Lhuillier aufführen wollten. Dieselbe ging dann am 7. November wirklich in Scene. Schauplatz war der Sitzungssal des Konvents. Eine Abordnung, an deren Spitze die eben Genannten standen, führte den armen alten Erzbischof, welchen seine heutige Schmach doch nicht davor bewahrte, fünf Monate später guillotinirt zu werden, sammt seinen Vikaren an die Schranke. Momoro erklärte als Wortführer der Deputation, daß der Klerus von Paris gekommen sei, des Charakters, welchen der Afterglaube ihm aufgeprägt habe, sich zu entäußern, maßen ja die französische Republik keinen andern Kult mehr haben solle und dürfe als den der Freiheit, Gleichheit und Wahrheit. Darauf brachte Gobel, indem er Ring und Stab ablegte und sich die rothe Mütze aufsetzen ließ, die Erklärung vor, daß er „die Souverainetät des Volkes allzeit als Richtschnur anerkannt habe und die

Unterwerfung unter dieselbe als seine erste Pflicht. Weil nun das souveraine Volk keinen andern Gottesdienst mehr haben wolle als den der Freiheit und Gleichheit, so verfahre er nur folgerichtig, wenn er, wie er hiermit thue, auf seine priesterlichen Funktionen verzichte und seiner Priesterschaft selber entsage. „Es lebe die Republik!" Die Vikare thaten, wie der Erzbischof gethan. Der Präsident des Konvents, an diesem Tage Laloy, umarmte Gobel und beglückwünschte ihn. Chaumette rief aus: „Dieser Tag muß im Kalender als der Tag der Vernunft bezeichnet werden!" Priesterliche Mitglieder des Konvents, darunter auch ein protestantischer Pfarrer — Julien aus Toulouse — beeilten sich, von der Rednerbühne herab zu erklären, daß sie ihrem Priesterthum ebenfalls entsagten. Mit besonderer Feierlichkeit brachte der sonst zu dieser Zeit nur noch durch seine Schweigsamkeit glänzende Abbé Sieyès, der Konstitutionenfabrikant, seine Absage vor. Anders der Bischof von Blois, der hochgesinnte und standhafte Republikaner Grégoire. Für den wurde dieser Tag des feigen Abfalls der Pfaffen ein wahrer Ehren-

tag. „Handelt es sich um das mit der Bischofswürde verbundene Einkommen? Ich gebe es ohne Bedauern auf. Handelt es sich um die Religion? Darüber steht euch keine Verfügung zu. Ich habe mich bemüht, in meiner Diöcese Gutes zu stiften; ich bleibe Bischof, um es ferner zu thun, und berufe mich auf die Freiheit der Kulte." Diese mannhafte Erklärung machte doch einigen Eindruck. „Man will Niemand zwingen," wurde von vielen Bänken gerufen.

Anacharsis Cloots eilte in seiner Herzensfreude, daß das Heidenthum so hübsch in Gang gekommen, aus dem Konventssal in die Kanzleien des Wohlfahrtsausschusses hinüber, wo er dem Robespierre triumphirend erzählte, was so eben drüben im Konvente geschehen sei. Aber da kam er übel an. Denn Robespierre, welcher bekanntlich wie sein Meister Rousseau ein entschiedener Deist und auch aus politischen Gründen dem Skandal des „Vernunftkultus" von Anfang an entgegen war, ließ den närrischen Redner des Menschengeschlechts derb abfahren.

Der in Fluß und Schuß gekommene Unsinn wollte und mußte jedoch seinen Verlauf haben. Denn

welcher Unsinn wollte und müßte das nicht? Laßt die erhabenste Idee, den edelsten Gedanken, den heilsamsten Rathschlag aufstehen, Millionen von Händen werden sofort eiligst dabei sein, Hindernisse entgegenzuthürmen. Aber laßt die Unvernunft, laßt die Gewissenlosigkeit, laßt den Frevel einen kecken Trumpf ausspielen und in 99 Spielen von 100 wird derselbe die Stechkarte sein. So will es die ungeheure Mehrzahl der Menschen in ihrer Schlecht- und Knechtschaffenheit.

Anaxagoras Chaumette und Mitnarren führten nach dem gelungenen Vorspiel im Konvent die traurige Komödie lustig weiter. Die „Circenses," welche der abgethane katholische Kult einer gaffgierigen Menge geboten hatte, mußten möglichst rasch durch andere ersetzt werden. Der Gemeinderath von Paris dekretirte, daß am 10. November in der Kathedrale von Notre-Dame der „Kultus der Vernunft" festlich eingesetzt werden sollte. Und, richtig, so geschah es. Unter den gothischen Wölbungen des alten Doms, dessen Steine sich von Rechtswegen gegen das, was er heute erleben mußte, hätten em-

pören sollen, war eine Art von Tempel aufgebaut mit der Inschrift: „A la philosophie.“ Der Tempel spitzte sich zu einem Berge zu, auf dessen Höhe die „Fackel der Wahrheit“ brannte. Diesen Berg umschritt in Prozession eine Schar von jungen Mädchen, weißgekleidet, mit Eichenlaub bekränzt, brennende Fackeln in den Händen. Als der Gemeinderath mit seinem Gefolge, „ganz in Carmagnole,“ erschienen war, that die Pforte des „Tempels der Philosophie“ sich auf und heraustrat die „Göttin der Vernunft,“ die schöne Demoiselle Maillard. Sie war angethan mit einer weißen ärmellosen Tunika, worüber ein himmelblauer Mantel hing. Auf ihrer prächtigen Lockenfülle trug sie die rothe Mütze und in ihrer Rechten hielt sie die Pike. So ließ sie sich auf einem tragbaren, mit Eichenlaub und Blumenguirlanden umwundenen Throne nieder und empfing die Huldigungen der „Vernunftgläubigen,“ welche mit gegen die Göttin erhobenen Armen eine von Marie-Joseph Chenier gedichtete und von Gossek in Musik gesetzte Hymne absangen.

Nachdem diese Ceremonie mit geziemendem Ernst

und ohne die geringste Anwandlung von Lachreiz — denn die menschliche Narrheit ist meistens eine sehr ernsthafte Bestie — vorübergegangen, ordnete sich die Festprozession, um zum Sitzungssale des Konvents in den Tuilerien zu ziehen. Musik voran, dann eine Abordnung der „Revolutionsarmee", weiterhin eine solche von der „Sektion der Hosenlosen", welche acht Priester mit sich führte, die darauf brannten, ihre Gaukeleien („leurs jongleries") abzuschwören. Hierauf eine Schar von Findelkindern, welche „der Hochmuth und das Laster sonst Kinder der Barmherzigkeit genannt haben, die aber jetzt die wahren Kinder der Natur und des Vaterlandes sind." Sodann die Göttin auf ihrem Thron-Palankin, ihr Pontifex Chaumette und eine sattsame Anzahl von Narren und Närrinnen.

Als der Zug in den Sal des Konvents eingetreten und die Göttin auf ihrem Tragsessel vor der Plattform des Präsidentensitzes angelangt war, schwieg die Musik und Pontifex Chaumette begann mit Salbung seinen Sermon: „Gesetzgeber! Der Fanatismus hat die Flucht ergriffen. Seine Schielaugen

konnten die Helle des Lichtes nicht ertragen. Eine ungeheure Menschenmenge hat sich versammelt unter den gothischen Wölbungen von Notre-Dame, welche heute zum ersten Mal ein Widerhall der Wahrheit gewesen sind. Dort haben wir den leblosen Idolen entsagt um der Vernunft willen, um dieses lebensvollen Idols willen, dem Meisterstück der Natur.“ Er wies mit der Hand auf die Göttin und aus den Reihen der Bürger Gesetzgeber kam ein beifälliges: „Sakristi, sie ist in Wahrheit jung und schön wie die Vernunft.“ Chaumette fuhr in seiner Phrasenreiterei fort und schloß mit dem Wunsche, der Konvent möge beschließen, daß die Kathedrale von Notre-Dame zur bleibenden Stätte des Vernunftkultus erklärt sei. Der weiland Kapuziner Chabot verwandelte als Mitglied des Konvents diesen Wunsch sofort in einen dringlichen Antrag und die Versammlung genehmigte denselben unter dem Rufe: „Vive la république! Vive la montagne!“ auf der Stelle. Dafür mußte eine Göttin, welche wußte, was Lebensart sei, doch wohl ihren Dank abstatten. Sie stieg demnach, auf ihres Pontifex

Arm gestützt, von ihrem Throne herab und schritt auf den Präsidenten zu, welchen sie mit ihrer Umarmung begnadete. Als Aequivalent verabreichte ihr der Präsident den „Bruderkuß" und die Bürger Sekretäre wurden so heftig vernunftgläubig „angefaßt," daß sie die Gelegenheit, der schönen Göttin ebenfalls Bruderküsse zu geben, beim Schopfe faßten — („les secrétaires s'empressèrent aussi de lui donner le baiser fraternel," heißt es im Sitzungsbericht). Thuriot beantragte dann, der gesammte Konvent solle die Göttin in ihren Tempel zurückbegleiten, was auch beschlossen und ausgeführt wurde, inmitten der Ausbrüche einer allgemeinen Freude — („au milieu des transports d'une joie universelle," sagt das Sitzungsprotokoll im Moniteur).

Also ist am 10. November von 1793 die „Religion der Vernunft" in Frankreich förmlich und feierlich ein- und aufgeführt worden. Ein orgiastisches Ding, welches wieder einmal gar deutlich in den ewigen Refrain auslief: „Nichts Neues unter der Sonne!" Denn das ganze Spektakel dieses

Naturdienstes erinnert auffallend an Uraltes, an den Kult der „großen Mutter," der syrisch-phrygischen Aschera-Kybele, welchen geräuschvollen Kult der alte Lukretius so schön beschrieben hat*). Ja, wahrhaftig, man konnte sich in diesem Paris im Brumaire des Jahres II der Republik nach Vorderasien versetzt glauben und zurück in Zeiten, wo dort Prozessionen von Andächtigen unter der Pfeifen, Cymbeln, Tuben und Pauken betäubendem Schall durch die Städte und durch die Bergwälder zogen, zu üppigen Tänzen zusammentraten und ihre Begeisterung in wollüstigen Hymnen zum Preise der „Allmutter" ergossen. Sah man doch auf dem Grèveplatz um ungeheure Feuer her, welche mit kirchlichen Geräthen und „Reliquien" von Heiligen genährt wurden, Konventsmitglieder mit Dirnen, welche Meßgewänder anhatten, die Carmagnole tanzen**). Und dabei blieb die Aehn-

---

*) De nat. rer. II, 599 seq.

**) Gewiß hätten diese Narren unbedingt Jeden für einen Narren aus dem FF erklärt, welcher ihnen wahrgesagt hätte, eines schönen Septembertags von 1866 würde ein Hauptorgan und Leibblatt der Herrschaft Sr. kaiserl. Majestät Napo-

lichkeit mit dem Aschera-Kybelekult nicht stehen. Der großen Göttin wohlgefälligstes Opfer war bekanntlich die Opferung der jungfräulichen Keuschheit gewesen und demzufolge hatten ihr zu Ehren bei und in den Kybeletempeln die phrygischen und lydischen Mädchen sich preisgegeben. Bei den Bakchanalien nun, wozu der „Vernunftkult" rasch ausartete, geschah in verschiedenen Kirchen, wo die verschiedenen „Göttinnen der Vernunft" auf den Tabernakeln der Hauptaltäre thronten, besonders in den beiden Kirchen Saint-Eustache und Saint-Gervais, Kybeleisches auch dieser

---

leons III., der „Constitutionnel," diesen Artikel enthalten: „Ihre Majestät die Kaiserin Eugenie hat den verstorbenen Grafen Baciocchi am Tage vor ihrer Abreise nach Biarritz besucht und ihm eine höchst kostbare Reliquie anvertraut, die er, so lange seine Krankheit währte, in seinem Zimmer behalten sollte. Dieses Reliquienkästchen, das werthvollste Kleinod der französischen Krone, enthält 1) ein Stückchen von der Windel des Heilandes; 2) ein Stückchen von dem Schleier der Mutter Gottes und 3) ein Stückchen von dem Grabtuche Johannes des Täufers. Bei ihrer Niederkunft hatte die Kaiserin dasselbe Reliquienkästchen in der Wochenstube aufstellen lassen."

Art*), obzwar, wie mit Grund zu vermuthen ist, bei diesen Orgien der wirklichen Jungfräulichkeits-opfer nicht viele oder gar keine gefallen sein mögen.

Selbstverständlich fand der in Paris tobende Fasching des Atheismus in den Provinzen Nach-äffung und die urtheilslose und feige Menge ließ auch dort, gerade wie in der Hauptstadt, dem albernen und ärgerlichen Skandal seinen Lauf. Wann und wo wäre überhaupt das atomistische Ding, genannt Volk, aus eigenem Antrieb gegen Absurdes auf- und für Verständiges eingetreten? Nie und nirgends. Und nicht nur das! Der gedankenlose Stumpfsinn der Massen hat auch für erwähltere und muthigere Geister ein solches Auf- und Eintreten allzeit zu einem gefährlichen gemacht: — die alte und immer neue Geschichte vom Gekreuzigt- und Verbranntwerden der armen „Ideologen" —

„Die, thöricht g'nug, ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten . . ."

---

*) Siehe beim Zeitgenossen und Augenzeugen Mercier („Le nouveau Paris") die Kapitel 145 und 146 und über das „Kybeleische" insbesondere vol. 4, p. 141—43.

Doppelt Ehre darum dem Maximilien Robespierre, daß er trotz Alledem dem wüsten Aergerniß des Chaumette-Hébertismus muthvoll entgegentrat. Dem reinlichen „Unbestechlichen," welcher in jenen Tagen darüber nachsann, wie alle Kraft der Revolution zu einem unwiderstehlichen Impuls zusammenzufassen sei, um das „gebenedeite" Contrat-Social-Evangelium endlich zur Wirklichkeit zu machen, mußte das Vernunftkult-Spektakel widerwärtig störsam in seine stille Stube beim Schreiner Duplay in der Rue Saint-Honoré hineinschlagen. Vielleicht um so widerwärtiger, als die tiefe und keusche Neigung, welche er für seines Hauswirthes älteste Tochter Leonore Duplay hegte, ihm die lärmende Abgötterei, welche mit den „Göttinnen der Vernunft" getrieben wurde, nur wie eine lästerliche Profanation des „Ewig-Weiblichen" vorkommen ließ.

Gerade, als der Wahnwitz seinen Siedepunkt erreicht hatte, that Robespierre von seinem Prätorium, vom Jakobinerklubb aus am 21. November den ersten offenen und wuchtigen Angriff, welcher

für den Hébertismus, der mittels sinnloser Uebertreibungen Republik und Demokratie in der Meinung aller Denkenden und Redlichen ruiniren wolle, zu einem zermalmenden wurde. Der Jünger von Jean-Jacques proklamirte feierlich seinen Glauben an ein „Höchstes Wesen", verklagte den Atheismus als aristokratisch („l'athéisme est aristocratique") und citirte Voltaire's Satz: „Wenn Gott nicht wäre, müßte man ihn erfinden." Auch für den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele trat er ein, als für eine Vorstellung voll Trost („idée consolatrice"), und so enthielt Robespierre's Angriffsrede vom 21. November 1793 schon alle die Gedanken, welche er in seinem Kampfe gegen die atheistisch-anarchische Faktion weiter entwickelte und welche dann durch das Fest des „Être suprême" vom 8. Juni 1794 ihren thatsächlichen Abschluß fanden. Der Unbestechliche fühlte ganz richtig, daß das Volk seine idealischen Instinkte und Bedürfnisse nur in der Form der Religion zu befriedigen vermöge, und er hatte insofern ganz recht, den Gottglauben als

demokratisch und den Atheismus als aristokratisch zu bezeichnen.

Auch Danton trat bekanntlich gegen die Hébertisten in die Kampfschranken, indem er sich am 26. November 1793 im Konvent sehr entschieden gegen die „antireligiösen Maskeraden“ aussprach*), die „Pfaffen des Unglaubens“ nicht weniger verwarf als die „Pfaffen des Aberglaubens“ und schließlich ausrief: „Wir wollten die Herrschaft des Fanatismus nicht zerstören, um dafür die Herrschaft des Atheismus aufzurichten.“

Die Erklärung Robespierre's bei den Jakobinern und die Rede Dantons im Konvent enthielten schon das Todesurtheil für den Chaumette-Hébertismus. Robespierre wollte unerbittlich die Wegwischung desselben. Das Uebrige besorgte Fouquier-Tinville. Am 24. März 1794 fielen die Köpfe von Hébert, Cloots, Momoro und 16 ihrer „Mitschuldigen“, am 13. April die von Chaumette, Gobel und 16

*) „Je demande qu'il n'y ait plus de mascarades antireligieuses dans le sein de la convention.“ Monit. du 28 nov. 93.

andere. Zwischenhinein hatte eine der erschütterndsten Scenen der ungeheuren Revolutionstragödie gespielt: — die Todesfahrt von Danton, Desmoulins und ihren Freunden am 5. April. Jetzt erst ward der „Schrecken" so recht schrecklich zur Tagesordnung und wurde Guillotins Tochter rasend vor Begierde. Am 28. Juli riß sie auch den „Unbestechlichen" in ihre tödtliche Umarmung. Hätte er seine Ideen zu verwirklichen, seinen Plan durchzuführen vermocht, so stände er zur Stunde als ein „großer Mann" in der Weltgeschichte da. Jetzt aber heißt er ein „Ungeheuer". Denn „Lob oder Tadel richtet sich schlechterdings nur nach dem Erfolge; die Sieger werden gepriesen und die Mittel des Sieges nicht untersucht," sagt trostlos wahr der alte Prokopius von Cäsarea in seinem Buch vom Gothenkrieg (III, 3). Und wie sprach der weiseste Jude, ein hell- und scharfsichtigster Denker, Baruch Spinoza, in seinem politischen Traktat? „Jeder hat gerade so viel Recht, als er Macht hat" (unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet; l. c. II, 8).

Für Thron und Altar.

1.

Das alberne Märchen von der Mündigkeit und Selbstbestimmungsreife der Völker wird man jetzt, nach den Ereignissen des Jahres 1866, wohl für eine Weile den Leuten nicht mehr vorzuleiern wagen. Hofrath Liberalismus mag sich freuen: es ist ihm ja seit 1849 so schön gelungen, die Völker in jenen Zustand von Schäfigkeit zurückzuschwatzen, allwo sie gedanken-, that- und willenlos „höhere Mächte" über ihre Wolle, ihr Fell, ihr Fleisch und Blut verfügen lassen; ja sogar, die lieben Schafe, auf allerhöchsten Befehl ihr Bäh und Mäh als Kriegsgeschrei anstimmen und einander wundstoßen und todtbeißen.

Freilich, was das genannte Jahr gebracht hat, es war nur ein etwas anders redigirter Text zu einer

uralten und ewigen Weise. Die Menschen sind da, einander zu quälen und zu vernichten. Sie haben es von Uranfang an so getrieben und werden es so treiben, bis eine glückliche Katastrophe im Weltall der unseligen Existenz des Erdballs ein Ende macht. Die Menschheit vermag Vernunft, Frieden, Freiheit und Glück nicht zu ertragen: sie ist nicht dazu organisirt. Unser deutscher Buddha, der, in Ermangelung eines Sitzes unter dem Asokabaum in indischer Waldeinsamkeit, an der Wirthstafel im Schwan zu Frankfurt am Main gesessen, Sakjamuni-Schopenhauer hat weislich gesagt: „Wie unser Leib auseinanderplatzen müßte, wenn der Druck der Atmosphäre von ihm genommen wäre, so würde, wenn der Druck der Noth, Mühseligkeit, Widerwärtigkeit und Vereitelung der Bestrebungen vom Leben der Menschen weggenommen wäre, ihr Uebermuth sich steigern, — wenn auch nicht bis zum Platzen, doch bis zu den Erscheinungen der zügellosesten Narrheit, ja Raserei*)." So ist es; nur muß noch hinzugefügt

*) Parerga und Paralipomena, 2. A. II, 314.

werden, daß der den Menschen angelegte Kappzaum von Noth und Mühsal sie keineswegs abhält, zeitweilig in zügellose Narrheit, ja in Raserei auszubrechen. „Und das Alles um Hekuba", d. h. um dieser kindischen Schrulle, um jener kläglichen Marotte willen, — Glasperlen für Fidschi-Insulaner. Sie martern und morden sich darum, die hochcivilisirten Wilden von Europa, und nicht ihre angebliche „Humanität", sondern nur ihre Gastrosophie verhindert sie, einander nicht allein im figürlichen — wie sie ja thun — sondern auch im wörtlichen Sinne aufzufressen.

Daß man das alte und ewige Weltschmerzlied, wie es durch die Jahrtausende herabtönt, überhören könnte! Glücklich die Stockjobbers und Stockrobbers unserer Tage; denn d i e können es. In Wahrheit, diese praktischen Leute sind die rechten und einzigen Philosophen des Jahrhunderts. Sie sagen: Warum die Dummheit bekämpfen wollen? Beute, beutele sie aus, so du nicht auch ein Dummrian bist! Barnumisire dich, schwindle keck und frech mit in dem allgemeinen Schwindel; es gibt ja doch nur

eine reale Tugend und die heißt Million. Wie du sie erworben, gleichviel; wenn du sie nur hast, behältst und mehrst, so darfst du dich fröhlich als einer der Erdengötter fühlen, welche, im Besitze von Palästen, Villen, Pferden, Hunden, Maitressen, Köchen und Lakaien, der „Ideologie" ein Schnippchen schlagen können. Genieße, was das Dasein bietet; es bietet ja des Genüßlichen doch gar viel, und denke niemals über den Kurszettel hinaus! Nur Thoren mit leeren Magen und abgeschabten Röcken brüten über dem „Welträthsel". Gescheidte Leute nehmen die Welt, wie sie ist, nützen sie aus, halten sich an die Weltlust und überlassen den Weltschmerz den armen Teufeln von Denkern und Dichtern, welche sich ihr Lebenlang mit der fixen Idee der Weltverbesserung herumquälen und mit all ihrer Weisheit und Wissenschaft noch nicht soweit gekommen sind, zu wissen, daß die Welt nicht verbessert, sondern genossen und betrogen sein will.

Wenn es Einem nur gegeben wäre, diesem zweifelsohne vortrefflichen Katechismus nachzuleben! Wenn man es nur dazu bringen könnte, das alte

dumme Ding in der Brust zu schweigen und zu schwichtigen, daß es nicht mehr so unvernünftig sympathisch aufpochte, wenn von Recht und Wahrheit, von Freiheit, Vaterland, Humanität und dergleichen „unpraktischem Zeug" mehr die Rede ist. Könnte man sich nur enthalten, den Reichthum nach seinem Ursprung zu fragen, den Pfaffen ins Gesicht zu lachen und, da die knechtischen Völker nicht hören wollen, die „Steine aufzurufen gegen die Tyrannen" *).

Aber man muß lernen, das Alles zu thun oder zu lassen, und, oh, die Zeit ist eine gute Lehrerin. Sie trichtert auch dem widerstrebendsten Schädel den Erfahrungssatz ein, daß die armen Ideale an der Mauer der Wirklichkeit allzeit sich die Köpfe eingerannt haben und einrennen werden; sie löscht das Feuer der Begeisterung mit den kalten Wasserstralen der Ironie, und wenn ein thörichtes Menschenherz über Gebühr lange jung bleiben will, so zerbricht sie

---

*) . . . . I will teach, if possible, the stones
To rise against earth's tyrants.
Byron, Don Juan, VIII, 135.

es zwischen ihren pädagogisch=knöchernen Altjungfernfingern ....

Wenn es wahr ist — und es soll ja wahr sein — daß, wie in der physischen, so auch in der moralischen Welt die Aufeinanderfolge der Erscheinungen nach ewigen Gesetzen sich vollzieht, wohlan, so muß es auch mit Ergebung hingenommen werden, daß die Weltgeschichte mit der eisernen Unerbittlichkeit von Naturgesetzen arbeitet*). Alles Moralisiren und Deklamiren ist da gerade so eitel, wie wenn Einer wähnte, mittels Gebeten und Predigten die

*) Dagegen wird sich, den Satz cum grano salis verstanden, nicht eben viel einwenden lassen. Nur muß man im Auge halten, daß auch die Arbeit der Naturgesetze häufig genug den Anschein von Willkür und Laune hat, wenigstens im Einzelnen, während die gesetzliche Regelmäßigkeit mehr nur im Großen und Ganzen sich offenbart. Die Gegenwart übrigens ist wie dazu gemacht, die Generalisirungssucht der Nachbeter Buckle's zu verhöhnen. Der Prozeß der Weltgeschichte ist ja dermalen wieder ein sehr individueller, persönlich=psychologischer oder vielmehr physiologischer geworden. Schade, daß der arme Buckle nicht mehr lebt! Denn es müßte von hohem Interesse sein, zu betrachten, wie der Mann, dessen Riesentorso von Werk Niemand wärmer bewundern kann als ich, es anfinge, um die lumpige Thatsache, daß zur Stunde, wo ich

Gesetze der Polarität und Elektricität abändern zu können. Mit derselben erhabenen Monotonie, womit in der Natur Flut und Ebbe, der Kreislauf der Gestirne, der Wechsel der Jahreszeiten sich folgen, lösen in der Geschichte Stoß und Gegenstoß, Aktion und Reaktion, Aufklärungsversuche und Verdummungsphlegma, Freiheitsaufschwünge und Knechtschaftsbeflissenheit einander ab. Von Zeit zu Zeit, wann die Gesellschaft vollständig verschlammt, die sittliche Atmosphäre durch und durch verpestet, das öffentliche Gewissen taub, die öffentliche Zunge stumm und die Menschheit niederträchtig geworden ist, sammeln und entladen sich jene geschichtlichen Gewitter, welche man Revolutionen zu nennen pflegt. Die von denselben angerichteten Verheerungen sind furchtbar. Denn in solchen Gewitterzeiten geht in Erfüllung das Seherwort: —

---

dieses schreibe, der Gang der Geschicke Europa's zunächst davon abhängt, ob Napoleon der Dritte nur mit oder aber ohne Anwendung des Katheters zu thun vermag, was er nicht lassen kann, mit den von ihm (Buckle) proklamirten ewigen Gesetzen der Weltgeschichteprozedur in Einklang zu bringen.

„Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht“ —

d. h. Bestie der Bestie oder wenn's hochkommt, Pfahlbauer dem Pfahlbauer. Das kann man beklagen, aber nicht ändern; es wäre denn, daß die Herren Utopisten die Güte haben wollten, ihr Arkanum, die Menschen zu verengeln, endlich in Anwendung zu bringen. So lange jedoch die Menschen Menschen bleiben, wird sich der weltgeschichtliche Vorschritt immer nur so bewerkstelligen, wie er bislang sich bewerkstelligte, d. h. stoßweise, gewaltsam, mittels schmerzlicher Krisen und wehvoller Katastrophen. Denn nun und nimmer werden die gemeinen Instinkte und selbstsüchtigen Leidenschaften, niemals wird der Unverstand, das Vorurtheil, der Afterglaube gutwillig das Feld räumen. Ueberall und allezeit wird die Reform zu schwach sein, diese Feinde des Menschengeschlechtes aus ihren Verschanzungen hinauszumediziniren. Um solche Geschwüre am sozialen Körper auszuwurzeln und auszubrennen, müssen Eisen und Feuer in Anwendung kommen; denn leider — mit Einem zu sprechen, welcher, so es mög-

lich, gerne die Steine aufgerufen hätte gegen die Tyrannen —

„Denn, leider, Revolution allein
Kann von der Höllenfäulniß uns befrei'n.“

Leider! Die Geschichte der französischen Revolution illustrirt dieses „Leider“ so nachdrucksam-anschaulich, daß seine Furchtbarkeit selbst blödesten Augen klar sein könnte und sollte.

Aber es ist mit dieser Illustration viel falsches Spiel getrieben worden. Eine unterthänige Geschichtschreibung nämlich hat sich einer Seite des tragischen Gemäldes bemächtigt, um daraus ein Bilderbuch, ein Schreckbilderbuch für politische Kinder zusammenzukleistern, — für politische Kinder, welchen man ja, vorab in Deutschland, bis zur Stunde einbilden, einpredigen, einschwindeln konnte und kann, Revolutionen würden willkürlich gemacht, von Sprudel- und Strudelköpfen, von Habenichtsen und Taugenichtsen, von einer Handvoll „Literaten, Advokaten und Juden“ willkürlich gemacht und aus purem Muthwillen. Um dieses Dogma für die gläubige Kinderdummheit und die unerschöpfliche

Völkergeduld an- und einnehmlicher zu machen, haben Historiker der bezeichneten Sorte keine Mühe gescheut, in dem erwähnten Schreckbilderbuch die Gräuel der französischen Revolution in die grellste Beleuchtung zu rücken, und es wäre ihnen das keineswegs zu verdenken, falls sie nur in Betreff der Gräuel der Gegenrevolution ebenso verfahren wären. Allerdings findet jene Fieberraserei der revolutionären Energie, welche in furchtbarer Steigerung von den Septembertagen 1792 bis zum Hochsommer 1794 währte, ihre ausreichende Erklärung in den maßlosen Ausschweifungen des Despotismus, welche der großen Umwälzung vorausgegangen waren; allein dessenungeachtet sollen die Thaten jener Raserei bei keiner Gelegenheit der nachdrücklichsten Brandmarkung entgehen. Wer jedoch mit gleichem und gerechtem Maße mißt, der wird nicht allein den rothen Schrecken verdammen, sondern auch und ebenso streng den weißen, d. h. die gräßlichen Orgien der Reaktion, welche sofort mit dem 9. Thermidor (27. Juli) von 1794 eingetreten ist, nachdem sich zum Sturze Robespierre's und seiner Freunde die

gewissenlosesten Halunken mit den ärgsten Blutmenschen zusammengethan hatten, Bösewichte, welche, wie der Chef der Bande, Tallien, bis an die Kniee in dem garstigsten Schmutz der Revolution gewatet waren.

Es ist aber merkwürdig, wie leicht und glatt dieselben „korrekten“ Historiker und Publicisten, welche das ganze Zeteralphabet und Flüchewörterbuch erschöpfen, um den rothrepublikanischen Schrecken zu verdonnern, über die Abscheulichkeiten und Gräßlichkeiten wegschlüpfen, welche der weißroyalistische Schrecken von 1794—95 in Scene gesetzt hat. Natürlich übrigens! Für Thron und Altar ist ja Alles erlaubt. Mag jedoch dieser Grundsatz mit so schamloser Offenheit gepredigt und geübt werden, wie in unserer niederträchtigen Zeit geschieht, immerhin gibt es noch einen über die trübe Sphäre der Knechtseligkeit, über die wüste Region zügelloser Parteileidenschaft hocherhabenen Standpunkt der Sittlichkeit, von welchem herab die echte und rechte Seherin Historia den Wahrspruch thut: — Die rothen Schreckensmänner handelten sittlicher als die

weißen; denn jene standen im Bann und Zwang einer großen Idee, während diese nur von der gemeinsten Selbstsucht getrieben wurden.

Außerdem ist noch wohl zu beachten, daß der rothe Schrecken seine Bestrafung an sich selber vollzog, wogegen der weiße straflos blieb. Denn wenn auch in Folge jener grausamen Ironie, welche das Verhängniß so oft zu zeigen liebt, die in der Zeit von 1793 und 1794 umgehenden Eumeniden da und dort einen abgefeimtesten Schuft (z. B. einen Talleyrand) oder einen verhärtetsten Schurken (z. B. einen Fouché) verschonten, so haben sie doch an den Handhabern des rothen Terrorismus in Masse ihr unerbittliches Gericht vollzogen. Die Priester, Leviten und Küster des weißen Schreckenskultus dagegen ließen sie laufen, als hätten sich die erhabenen Rachegöttinnen mit der Bestrafung dieser Elenden nicht die Hände besudeln mögen.

Der weiße Schrecken — „la terreur blanche“, also genannt, weil im Dienste der bourbonischen Farbe arbeitend — hat sich unmittelbar nach dem 9. Thermidor in Paris noch genöthigt gesehen, die

republikanisch bemalte Seidenpapiermaske vorzustecken. Er wurde innerhalb der Hauptstadt und ihrer Umgebungen insbesondere von der sogenannten „goldenen Jugend“ (jeunesse dorée) gehandhabt, welche Raub und Mord zu einem Zubehör eleganter Lebensführung machte und die meuchlerische Verfolgung republikanischer Gesinnung förmlich in die Mode brachte und zwar mit einer Frivolität, welche Jeden erschaudern lassen muß, der es in Fragen des Rechts und der Menschlichkeit noch nicht bis zu der absoluten Gleichgültigkeit und Fühllosigkeit der Stockjobberei der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gebracht hat. Der Osten und Norden Frankreichs, wo die Bevölkerungen fest zur Republik standen, blieb von der Pest des weißen Schreckens ganz unberührt oder wurde wenigstens nur da und dort davon gestreift. Auch im Westen, sogar die Vendée nicht ausgenommen, zeigte sie sich nur sporadisch. Dagegen wüthete sie so recht im Süden und Südosten, wo ja seit der Austilgung albigensischer Kultur Pfafferei, Volksverdummung und rohe Leidenschaftlichkeit stets Lieblingsstätten besessen hatten.

Lyon und Marseille waren darum Mittelpunkte der weißen Gräuelwirthschaft, welche wir uns jetzt etwas näher ansehen wollen.

2.

Hören wir zuvörderst einen Augenzeugen ab, Charles Nodier, welcher aus eigener Anschauung geschildert hat, wie der weiße Schrecken in seiner Gestaltung als elegante pariser Mode zur Erscheinung kam*). Die Summe dieses Zeugnisses ist etwa diese: — Der rothe Schrecken hatte großen Kynismus in der Tracht, spartanische Mäßigkeit bei Gastmählern und eine tiefe Verachtung gegen alle Feste und Schauspiele gezeigt und gefordert, welche nicht durch wilden Pomp an die tragischen Mysterien seiner Saturnalien gemahnten. Der weiße Schrecken dagegen war elegant und sogar geschniegelt; er weckte

*) Nodier: Souvenirs de la révolution et de l'empire, 6. édit. I, 111 seq.

den Geschmack an Festlichkeiten und Bällen wieder auf, er brachte alle die Launen des Luxus, alle die Zügellosigkeiten der Wollust zurück, wie sie die vornehme Jugend vor Zeiten in dem Boudoir der Dubarry kennen gelernt hatte. Die Sitten der Schreckenszeit waren von widerlicher Plumpheit gewesen; die der thermidorischen Reaktion dagegen waren von raffinirter Schamlosigkeit und die abscheuliche Verfeinerung des Lasters überzog die wilde Grausamkeit mit einem Firniß, welcher ihre Häßlichkeit nur erhöhen konnte. Es gab weiße Terroristen, welche nicht weniger grausam waren, als Marat gewesen, die aber so stralend von Jugendschöne, so gewandt und feingebildet sich darstellten, daß sie alle Frauenherzen hinter sich herzogen, wenn sie, eine Wolke von Ambraduft um sich verbreitend, einen Salon betraten.

In Paris machten sich, wie schon angedeutet worden, die schlimmsten Seiten des weißen Schreckens weniger fühlbar. Die „goldene Jugend" ließ hier ihren reaktionären Uebermuth hauptsächlich in Straßenprügeleien mit den Ueberbleibseln des Jako-

binismus, in theatralischen Pasquinaden und in allerhand sonstigen Schaustellungen und Demonstrationen aus. Zu den letzteren gehörten auch die sogenannten „Bälle der Opfer" (bals des victimes oder bals à la victime), auf welchen man Trauer tanzte und zu welchen nur solche Frauen und Mädchen Zutritt erhielten, welche ein Mitglied ihrer Familie durch die Guillotine verloren hatten. Das vorgeschriebene Ballkostüm der Tänzerinnen mußte dem Anzug ähnlich sein, in welchem ihre Mütter oder Schwestern oder Tanten unter dem Fallbeil gestorben waren: sie mußten daher ein weißes Kleid, ein rothes oder schwarzes Brusttuch und die Haare ganz kurz über dem Nacken abgeschnitten tragen*).

---

*) Der Graf D'Allonville hat in seinen „Mémoires secrets", IV, 79, die Opferbälle als einen Mythus oder, wie er sich ausdrückt, als einen Roman bezeichnet. Allein die anderen zeitgenössischen Bezeugungen lauten so bestimmt und übereinstimmend für die Thatsächlichkeit dieser Frivolität, daß sie als historisch festgehalten werden muß. Vgl. Mercier, III, 29, sowie das sehr fleißige Buch „Histoire de la société française pendant le directoire" par Edmond et Jules de Goncourt, 2. édit. p. 143.

Anderwärts dagegen, an den Hauptstätten seiner Thätigkeit, an Orten wie Lyon, Nimes, Marseille, Aix und Tarascon, mischte der weiße Schrecken auch in seiner eleganten Erscheinungsform dem Bizarren das Entsetzliche bei. Vielleicht hat man nie und nirgends die gesetzliche Autorität so lange außer Kraft und die Willkür der Rachelust so keck die Stelle des Gesetzes usurpiren gesehen. Meuchelmorde wurden vollzogen, als wären es gerichtliche Urtheile, am hellen Tage, auf offener Straße, und wehe den Vorübergehenden, wenn sie Etwas dagegen hätten sagen wollen! Die Theorie des Mordes war in die höheren Gesellschaftsklassen gedrungen und in den Salons wurden Geheimnisse des Meuchelns gelehrt, vor denen Insassen der Bagnos sich entsetzt hätten. Am Whisttische wurden förmliche Mordpartieen gespielt, und wenn dann einer der Spieler aufstand, gab er sich nicht einmal die Mühe, es mit gedämpfter Stimme zu sagen, daß er jetzt ginge, Jemand zu tödten. Die Frauen, sonst die sanften Vermittlerinnen zwischen den Leidenschaften der Männer, betheiligten sich eifrig an diesen Mord-

debatten und Blutspielpartieen. Die Megären des rothen Schreckens, die „Guillotinefurien" hatten Miniaturguillotinen als Ohrbommeln getragen; die „anbetungswürdigen Furien" des weißen Schreckens trugen Miniaturdolche als Haarpfeile und Busennadeln. Man konnte einen jungen Stutzer („Muscadin") im kurzschößigen Rock, in einer Weste von gemsfarbigem Pelzsammet, mit seinen langen, gepuderten, zu beiden Seiten in Gestalt von „Hundsohren" auf die Schultern herabfallenden Haaren, mit seinem aufgebundenen Zöpfchen und seiner wulstigen grünen Halsbinde in ein Damenboudoir treten und mit einem blutbefleckten Finger nach der Bonbonnière der schönen Insassin langen sehen. Dieser blutbefleckte Finger, der einzige Theil seiner zarten Hand, welchen mit englischer Seife in Berührung zu bringen er sich sorgfältig gehütet hatte, sollte der Dame stummberedt sagen: Der zwischen uns vereinbarte Mord ist vollbracht und ich komme, den Mordminnesold einzukassiren.

Es ist überhaupt zu betonen, daß und wie sehr im weißen Schrecken mit der vornehmen Mordlust

die vornehme Lüderlichkeit sich verband. Zu Montbrisson schleppte eine Bande von weißen Schreckensmännern eine Schar von Frauen, deren Gatten als Republikaner bekannt und geächtet waren, unter den Freiheitsbaum, zog im hellen Sonnenschein die Erbarmungswürdigen splitternackt aus und peitschte sie mit Ochsensehnen, um sich an den Zuckungen der grausam Mißhandelten zu ergötzen. Der rothe Schrecken hatte doch mitunter vor weiblicher Schönheit und Opferfreudigkeit, vor der heldischen Liebe einer Gattin, einer Tochter, einer Schwester die Mordfaust gesenkt. Die Septembermörder von 1792, die Mörder in Lumpen, die Mörder um Taglohn, sie hatten inmitten des sie umnebelnden Blutdampfes ein menschliches Regen und Rühren empfunden, als die Tochter des Herrn von Sombreuil sich schützend vor ihren Vater stellte, und hatten der Flehenden das Leben des Greises geschenkt. Den gleichen Triumph kindlichen Heroismus hatten dieselben „Schwielenfäuste" auch der Tochter Cazotte's bewilligt. Selbst die rasende Horde Marats war in ein Gemurre der Entrüstung ausgebrochen, als der Henker die Ruch-

losigkeit begangen hatte, die jungfräuliche Wange von Charlotte Corday's abgeschlagenem Haupt durch einen Backenstreich zu beschimpfen. Der weiße Schrecken aber in seinem Wüthen für Thron und Altar kannte kein Erbarmen, weder mit Mann noch Weib noch Kind, weder mit den Lebenden noch mit den Todten. Die Mörder in Sammetwesten und seidenen Strümpfen waren über alle menschlichen Regungen hinweg. Sonst hätten sie nicht eines Tages ein fünfzehnjähriges Mädchen, welches sich schluchzend auf den Leichnam seines von ihnen erwürgten Vaters warf, weggerissen, nackt ausgezogen und durchgepeitscht. Sonst auch hätten sie nicht zu Isle, in der Nachbarschaft von Avignon, einer Frau den Arm abgehauen, welchen sie ausstreckte, um ihren unter den Dolchen der Mörder zusammensinkenden Gatten zu stützen und zu schützen.

Der rothe Schrecken hatte sich im Revolutionstribunal eine gesetzliche Organisation gegeben. Der weiße Schrecken verachtete und verschmähte solche Formalitäten und organisirte sich kurzweg in Form von Mörderbanden. Diese führten die Namen

„Kinder der Sonne“ oder „Gesellen der Sonne“ (enfants ou compagnons du soleil) und „Genossenschaften Jesu“ (compagnies de Jésus). Ob in der letzteren Bezeichnung eine Beziehung zum Jesuitenorden liegen sollte, ist nicht klar, kann aber doch nicht so ganz unwahrscheinlich erscheinen, falls man erwägt, daß der weiße Schrecken ganz deutlich auf die Restauration des Ancien Régime abzielte. In zeitgenössischen Berichten wird jedoch sehr bestimmt hervorgehoben, daß die Benamsung „Genossenschaften Jesu“ nur irrthümlicher Weise zu einer gäng und gäben geworden sei. Denn der eigentliche und ursprüngliche Name der zu Banden gescharten Rückschrittler habe „Gesellen Jehu's“ gelautet, in Erinnerung an jenen König in Israel, welchen der Prophet Elisa gesalbt hatte unter der Bedingung, daß er das Haus Ahab und die Baalspriester ausrotte.

Die Gesellen der Sonne nun und die Gesellen Jehu's, durch Gemeinsamkeit der Anschauungen, Interessen und Wünsche verbunden, bündisch gegliedert, mittels Zeichen und Losungen eng aneinander

geschlossen, schwammen lustig in der trüben Flut der Anarchie, welche sich nach dem 9. Thermidor über Frankreich ergossen hatte. Die Regierungsmaschine, wie sie der Konvent sich gezimmert, war freilich noch vorhanden; allein der energische Impuls, welcher dieselbe während des rothen Schreckens gelenkt und im Gange erhalten hatte, war dahin, und so lotterte und lahmte sie denn kläglich. Um so mehr, da die auch zur thermidorischen Zeit, wie früher, in die Provinzen gesandten Konventskommissäre an manchen Orten unter dem Vorgeben, die Ueberreste des Jakobinismus zu bekämpfen, mit der royalistisch-bourbonischen Reaktion geheim oder offen gemeinschaftliche Sache machten. Daher kam es, daß von Lyon an abwärts im ganzen Südosten von Frankreich der bündisch organisirte weiße Schrecken für eine Weile die einzige thatsächliche Macht und Gewalt gewesen ist. In diesen Gegenden galt Jakobinismus und Republikanismus für schlechthin Einerlei, und maßen der von den Thermidoriern beherrschte Konvent allenthalben massenhafte Verhaftungen über den „Schweif Robespierre's" verhängt hatte, so

strotzten die Gefängnisse von Opfern, welche dem Mordstahle der royalistischen Rückschrittsfanatiker schutzlos preisgegeben waren.

3.

Man hat Mühe, selbst Angesichts unanfechtbarster Zeugnisse, an den Kynismus zu glauben, womit die Herrschaft des Mordes für Thron und Altar sich aufthat. Lyon, damals wie heute ein Lieblingssitz der Finsterniß, ging voran. Die Jesuiten und Sonnengesellen trugen hier als Partei- und Erkennungszeichen eine weiße Hutschnur, in Erwartung einer baldigen Wiederaufpflanzung der weißen Fahne. Die Stadt wimmelte von Emigranten, welche, auf die Lässigkeit oder das heimliche Einverständniß der Thermidorier rechnend, zurückgekehrt waren und in die Mordbanden sich einreihten. Es ist ganz falsch, zu behaupten oder zu glauben, die Schlächtereien seien nur das Resultat

eines ersten und unwiderstehlichen Rachereizes auf Seiten der Royalisten gewesen. Im Gegentheil, sie waren eine systematisch gegen die Republikaner organisirte Bartholomäusnacht.

Daraus erklärt es sich, daß unter den Opfern so viele Männer sich befanden, welche dem rothen Schrecken mit standhafter Energie entgegengewirkt und die Bestrafung rother Schreckensmänner angeregt und durchgesetzt hatten. Ein recht auffallendes Beispiel hiervon war der an dem Bürger Redon vollbrachte Mord, an demselben Redon, welcher einer der Richter gewesen, die über das Scheusal Carrier den Todesspruch gefällt hatten. Er begegnete einer Rotte Jehuiten. „Du bist kein Terrorist — schrieen sie ihn an — du bist ein ehrlicher Mann; aber du bist ein Republikaner!“ Und damit erwürgten sie ihn.

In den letzten Tagen des April und in den ersten des Mai von 1795 waltete der weiße Schrecken schrankenlos in Lyon. Sonnengesellen und Jehuiten durchstürmten die Straßen und machten Jeden und Jede nieder, die ihnen mißfielen; nämlich

die „Mathevons“ und „Mathevonnes,“ welchen Spitznamen man den Republikanern und Republikanerinnen gegeben hatte. Man sah erwürgte Frauen auf den Schwellen ihrer eigenen Häuser liegen. Mitunter ließen sich die Mörder herbei, die Leichname ihrer Schlachtopfer aufzuheben und in die Rhone oder Saone zu werfen. Das Geräusch, welches die ins Wasser fallenden Leichen verursachten, wurde mit der lachenden Bemerkung begleitet: „Wieder ein Mathevon weniger!“ Royalistische Damen waren eifrig dabei, die „goldene Jugend“ zum Mordgeschäft anzueifern; die frommen, d. h. alten und häßlichen citirten zu diesem Zwecke alttestamentliche Blutverse, die jungen hübschen und galanten verhießen Schäferstunden. In Folge solcher Reizungen waren die royalistischen Stutzer gegen jede Regung von Erbarmen gestählt. Als die Sonnengesellen eines Tages durch die Straßen paradirten, ließ eine siebzigjährige Frau die harmlose Bemerkung fallen: „Die Muscadins haben eine flotte Tournüre“ — und sogleich packten sechs „Muscadins“ die arme Greisin, schleppten sie zur

Saonebrücke, schlugen ihr den Schädel ein und warfen sie in den Fluß.

Der Hauptmordtag in Lyon und Umgebung war der 5. Mai. Die Jesuiten ordneten sich in drei Banden, welche drei mit angeblichen Terroristen und Terroristinnen angefüllte Gefängnisse, des Recluses, Saint-Joseph und das zu Roanne, zu Zielen nahmen. Diese Gefängnisse wurden erstürmt und sechsundachtzig Gefangene abgeschlachtet, worunter sechs Frauen. Eine siebente warf sich, als die Streiter für Thron und Altar das Gefängniß anzündeten, um etwaigen Widerstand der Schlachtopfer kurz abzuthun, mit ihrem Kind an der Brust von der Zinne eines Thurmes in die Flammen.

Aber thaten denn die Behörden gar Nichts zur Sühnung dieses Gräuels? Doch! Die Mörder wurden der Form halber zu Roanne vor Gericht gestellt, aber mit Glanz freigesprochen. Sie hielten dann einen Triumphzug in Lyon, wobei schöne Damen ihren Weg mit Blumen bestreuten, und am Abend wurden sie hierauf im Theater förmlich bekränzt. „Rufen wir doch" — hieß es während

dieser Orgie — „den kleinen Kapet zum König aus! So wird Lyon die Hauptstadt des Königreichs werden.“

Und die thermidorischen Konventskommissäre, sie sahen das Alles unthätig so mit an? Freilich, und nicht nur das, sondern sie ermunterten und ermuthigten sogar mittelbar oder unmittelbar den mordlustigen Rückschritt. Einer derselben, Chambon, schrieb am 10. Mai aus Marseille an den Konvent: „Wie seufze ich über die Langsamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten! Die Verschleppung der (gegen die verhafteten Republikaner angestrengten) Prozesse verwirrt die bestgesinnten Leute. Thut doch einen Generalschlag (frappez donc un coup général)!“ Nun, der „Wächter des Gesetzes“ sollte nicht länger auf solche von ihm geforderte Generalschläge zu warten haben. Sie geschahen unter seinen eigenen Augen und unter denen seiner beiden Kollegen Cadroy und Isnard.

An demselben 10. Mai, an welchem Chambon über die „Langsamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten“ seufzte, machte sich eine Bande von Jehuiten

und Sonnenburschen aus Marseille nach dem fünf Stunden entfernten Aix auf, mit dem laut ausgesprochenen Entschlusse, die dortigen mit „Jakobinern" angefüllten Gefängnisse zu säubern („purger"). Die Mörder marschirten zu Fuße, weßhalb es den Herren Chambon, Cadroy und Isnard leicht gewesen wäre, dieselben mittels Inmarschsetzung von Reiterei, welche sie in Marseille zur Hand hatten, zu überholen. Allein die Herren Thermidorier, mit deren Herrschaft ja, wie die „korrekte" Geschichtelüge lautet, die Menschlichkeit in Frankreich wieder zur Geltung kam, dachten gar nicht daran, Leuten, welche die beseufzenswerthe „Langsamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten" etwas beschleunigen wollten, ein Hinderniß in den Weg zu legen. So „purgirten" denn die Gesellschaftsretter von damals am 11. Mai von 1795 zu Aix tüchtig darauf los. Das mörderische Trauerspiel zerfiel in zwei Akte. Im ersten wurden 29 Gefangene abgeschlachtet, im zweiten 44, worunter 2 Frauen. Die eine derselben, Madame Fassy, stillte gerade ihr vier Monate altes Kind, als die ritterlichen Kämpen für

Thron und Altar in das Gefängniß drangen. Man entreißt ihr den Säugling, streckt sie mit einem Pistolenschuß nieder, zerstampft das Kind vor den Augen der sterbenden Mutter und reißt dann die noch Athmende förmlich in Stücke. Einem der Gefangenen gab die Todesangst den gescheidten Einfall ein, den Mördern zuzuschreien: „Ich bin kein Republikaner, sondern ein Falschmünzer!“ Er wurde geschont. Der Häuptling der Jehuiten bei dieser Unternehmung, ein gewisser Rolland, erfreute sich des vertrauten Umgangs mit dem Konventskommissär Chambon, speiste an dessen Tafel und fuhr in dessen Wagen.

Aehnliche Schlächtereien wie in Lyon und Aix fanden statt in Avignon, in Nimes, in Jle, in Sisteron, in Toulon, in Montélimart, in Saint-Etienne, in Montbrisson, in Bourg, in Lons-le-Saulnier und anderwärts.

Ausgezeichnet aber durch grausame Ausklügelung war das Verfahren der Mordbuben am 24. Mai zu Tarascon. Nachdem sie in dem Gefängnißthurm, welcher auf einem hohen Uferfelsen der Rhone

stand, der gefangenen Republikaner sich bemächtigt hatten, wollten sie sich mit der bloßen Abschlachtung derselben nicht begnügen, sondern noch dazu ein Schauspiel geben und genießen. Zur Bequemlichkeit der Zuschauer waren längs der Straße, welche von Tarascon nach Beaucaire führt, Stühle und Bänke hingestellt und bald besetzt, insbesondere von Priestern und sonstigen Frommen. Dies geschehen, wurden 24 Gefangene, einer nach dem andern, von den Zinnen des Thurmes auf die Felsen am Stromufer herabgestürzt, und wenn die Glieder der Unglücklichen an den Klippen und Zacken zerrissen und zerschellten, brachen die Zuschauer in kanibalische Beifallsbezeugungen aus.

Die Behörden der Stadt nannten den ganzen Gräuel in ihrem amtlichen Bericht einen verdrüßlichen Vorgang („un fâcheux événement“), bei welchem jedoch nur 24 Gefangene zu Grunde gegangen seien („s'est borné à la perte de vingt-quatre prisonniers“). Dies war geradezu ein Wink für den weißen Schrecken, das Versäumte nachzuholen. Er that es, indem er am 20. Juni

abermals in Tarascon „arbeitete" und noch weitere 23 Gefangene mordete, worunter 2 Frauen.

4.

Fünfzehn Tage zuvor, am 5. Juni, hatte der Mord für Thron und Altar zu Marseille im großen Style gearbeitet.

Hier war der Pintenwirth Robin der General der Jesuiten und Sonnenkinder, welche zu dem Kommandanten des Fort Saint-Jean und zu dessen Sekretär in vertrauten Beziehungen standen. Der Kommandant hieß Pagès, der Sekretär Manoly. Beide waren als leidenschaftliche Gegenrevoluzer bekannt. Dessenungeachtet und obgleich man allgemein wußte, daß die Jesuiten das Leben der politischen Gefangenen bedrohten, womit das Fort angefüllt war, ließ der Konventskommissär Cadroy die genannten beiden Herren in ihren Stellungen, als wollte er der Mordrotte die Wege möglichst ebnen. Sie zögerte daher nicht, dieselben zu betreten. Um 8 Uhr Abends am bezeichneten Junitage waren die

Sonnenburschen im Fort Saint-Jean und an der „Arbeit“, nachdem der Kommandant dafür gesorgt hatte, die Gefangenen ja recht vollständig wehrlos zu machen, indem er ihre Kleider durchsuchen und ihnen sogar die Federmesser und Nägelscheeren wegnehmen ließ.

Es saßen damals, noch von der rothen Schreckenszeit her, auch zwei Prinzen im Fort Saint-Jean gefangen: der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais, Söhne des Duc d'Orleans-Egalité. Sie waren vom Fenster ihres Gefängnisses aus Ohrenzeugen und zum Theil auch Augenzeugen der gräßlichen Schlächterei. Montpensier hat in seinen Memoiren schaudernd davon erzählt. Er bezeugt ausdrücklich, daß die Jehuiten lauter gut und modisch gekleidete junge Männer gewesen seien, und er konnte sich dieselben aus nächster Nähe ansehen, da ihrer ein Dutzend in die Kerkerzelle der Brüder eindrang, um daselbst den Kommandanten und dessen Sekretär zu verwahren, die sich zum Scheine hatten gefangen nehmen lassen. Die gefangenen und zum Tode bestimmten Republikaner waren in verschiedenen Abtheilungen in die Kasematten des Fort eingepfercht.

„Wir hörten — erzählt der Sohn Egalité's — die Pforte eines der Kerker im zweiten Hofe einschlagen und sofort vernahmen wir Rufe des Entsetzens und herzzerreißendes Geröchel, übertönt von wildem Freudengejauchze, so daß uns das Blut in den Adern erstarrte."

In der ersten Kasematte, welche sie erbrochen hatten, schlachteten die ritterlichen Kämpen für König und Kirche 25 Gefangene ab. Es muß eine wahre Höllenbreughel-Scene gewesen sein, dieses beim Geflacker von etlichen Fackeln unter der düsteren Wölbung der Kasematte vollbrachte Gewürge. Das beklagenswertheste Opfer war ein blutjunger Mann, welcher, in der Armee an der Gränze für sein Vaterland fechtend, mit Urlaub nach Marseille geeilt war, um seinen gefangenen Vater zu besuchen, und sich nun zu dieser Unglücksstunde gerade bei diesem befand. Die Mörder erschlugen den Greis erst, nachdem sie ihm den Sohn in den Armen erdolcht hatten.

Zwei volle Stunden wirthschaftete die Mordbande ganz nach Belieben in den Räumen von Saint-Jean. Und wo war und was that derweil Monsieur Cadroy, der Repräsentant des thermi-

dorischen „Regiments der Menschlichkeit?“ Er ging harmlos und friedsam in den Straßen von Marseille spazieren. Noch mehr, er hatte dem Platzkommandanten der Stadt, welcher Generalmarsch schlagen und eine Kompagnie Grenadiere zum Schutze der Gefangenen in das Fort hinaufschicken wollte, Beides untersagt.

Um 7 Uhr Abends brüllten in Saint-Jean Kanonen. Die Jesuiten waren daran, mit Kartätschen durch die Thoröffnung eines der Gefängnisse zu feuern. Auch warfen und schoben sie, wie der Herzog von Montpensier meldet, Pakete angezündeten Schwefels und Bündel entflammten Strohs durch die Luftlöcher der Kasematten, um die unglücklichen Insassen zu ersticken.

Endlich, um 8½ Uhr, erschien Cadroy, welchem der Platzkommandant der Stadt keine Ruhe mehr gelassen hatte, mit seinen beiden soeben aus Toulon angelangten Kollegen Chambon und Isnard im Fort, d. h. zunächst vor der Zugbrücke, welche die Jesuiten aufgezogen hatten. Als sie, von einer ausreichenden Anzahl von Grenadieren und Husaren

gefolgt, befahlen, daß die Zugbrücke niedergelassen werden sollte, und der Ruf: „Da sind die Volksrepräsentanten!“ erscholl, schrie einer der Sonnenburschen: „Ich kümmere mich den Teufel um sie! Kommt, Kameraden, an's Geschäft! Wir werden bald damit zu Rande sein.“

Derweil wurde doch die Zugbrücke niedergelassen und die Konventsdeputirten betraten die blutdampfende Mordstätte. Dem Berichte von Montpensier zufolge hätten sie es gethan mit dem an die Mordbuben gerichteten Zuruf: „Im Namen des Gesetzes, laßt ab von dieser gräßlichen Schlächterei! Hört auf, euch einem gehässigen Rachegefühle hinzugeben!“ Allein es ist mit Betonung anzumerken, daß der Prinz diesen Umstand nicht als Augen- oder vielmehr Ohrenzeuge, sondern nur vom Hörensagen meldet. Dagegen ist durch aktenmäßig festgestellte Zeugenaussagen eine erdrückende Wucht von Schuld auf Cadroy's Haupt gehäuft. Als der thermidorische Konventskommissär den inneren Hof des Fort betrat, wo die Kantine sich befand und das Würgegeschäft noch immer fortging, rief er den Mör-

dern zu: „Was macht ihr für einen Lärm? Könnt ihr, was ihr thut, nicht geräuschlos thun? Hört auf, zu schießen! Das verursacht Aufsehen und bringt die Stadt in Alarm.“ Dann trat er in die Kantine mit den Worten: „Sonnenkinder, ich bin an eurer Spitze; ich werde, wenn es sein muß, mit euch sterben. Aber hattet ihr nicht hinlänglich Zeit zu eurer Arbeit? Hört jetzt auf! Es ist genug.“ Die Jehuiten umringten ihn, wilde Proteste hervorschreiend. Da sagte er: „Nun wohl, ich gehe. Thut euer Werk!“ Gerade so hatte der Chef der Thermidorier, Schuft Tallien, als Sekretär der „Commune“ vordem zu den Septembermördern von 1792 gesprochen.

Selbstverständlich sind die Verüber der Gräuel im Fort Saint-Jean unbelästigt und unbestraft geblieben. Der mit den Konventskommissären in das Fort gekommene Kommandant Le Cesne hat bezeugt, daß seine Grenadiere, empört über das Gräßliche, was sie mitansehen mußten, verschiedene der Schlächter ergriffen, daß aber Cadroy dieselben sofort eigenhändig befreite. Am Schlusse der Blutorgie wurden

dann freilich 14 Jesuiten gefangengenommen, aber schon zwei Tage darauf wieder freigelassen. Das am 6. Juni aufgenommene Protokoll zählte 88 Ermordete mit Namen auf. Die Gesammtzahl derselben betrug aber nahezu 200. Sehr viele Leichname waren, weil halb oder ganz verkohlt, gar nicht wieder zu erkennen. Auch hier, wie anderwärts hatte der Mord keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen gemacht. Etliche Tage nach der Schlächterei sagte ein Jesuit zu einem der noch am Leben gebliebenen Gefangenen: „Ich habe ein Ohr deiner Frau in meiner Dose. Willst du es sehen?“

So der Blick von den massenhaften Metzeleien entsetzt sich abkehrt, begegnen ihm anderwärts zur Zeit, wo der weiße Schrecken an der Tagesordnung war, mörderische Einzelfälle, die unsern Schauder ins Unerträgliche steigern. Um so mehr, da mit der schnödesten Unmenschlichkeit eine wahrhaft englisch-anglikanische Heuchelei sich verband. Die Reden, die Journale, die Edikte der Thermidorier überflossen von Gerechtigkeit und Milde; alle modischen Damen trugen nach dem Vorgang von Talliens Maitresse,

Therese Cabarrus, Gerechtigkeitsmieder („corsets à la justice“) und Menschlichkeitshauben („bonnets à l'humanité“): aber derweil machte der thermidorische Rückschritt sich einen Spaß daraus, seine Opfer nicht selten mit einem satanischen Raffinement der Grausamkeit zu Tode zu quälen.

Es kamen damals in den Gefängnissen Scenen vor, wie sie Ugolino in der Hölle des Dante erzählt. In Sisteron marterten die Jehuiten den Bürger Bryssand eine ganze Nacht hindurch, bevor sie ihn am Ufer der Durance in Stücke hieben. Zu Moingt ward einem achtzigjährigen Greise der Schädel mittels Kieselsteinen langsam zu Brei zerrieben. In Saint-Etienne schlugen die Sonnenkinder eines ihrer Opfer an's Kreuz. Den Bürger Brasseau begruben sie lebendig .... Die Gesammtsumme der vom thermidorischen Rückschritt Vernichteten genau oder auch nur annähernd genau anzugeben, ist keine Möglichkeit vorhanden. In der Provence allein belief sie sich in die Tausende.

Also hat der weiße Schrecken für Thron und Altar gearbeitet. „Der Zweck heiligt die Mittel“,

wißt ihr? und für Kirche und König ist Alles nicht nur erlaubt, sondern auch geboten. Zwar hat ein von Seiten der bekannten frommen und loyalen „Respektabilität“ seines Heimatlandes verfehmter Dichterlord in dem genialsten seiner Strafgedichte den Zornschrei ausgestoßen:

„Each brute hath its nature, a king's is to reign;
To reign! in that word see, ye ages, comprised
The cause of the curses all annals contain“ . . .

allein was kümmert sich eine jetzo endlich mit Glanz zum Durchbruch gekommene „Realpolitik“, für welche es nur noch eine „Logik der Thatsachen“ gibt, um derartige oder um Poesie überhaupt? Keinen Pfifferling. Kann sie doch mit voller Wahrheit sagen: Die Menschen verstehen nicht gerecht zu sein und die Völker wollen nicht frei sein; darum wird, wie die Welt durch das Gesetz der Schwere, die Gesellschaft nur durch das Gesetz der Gewalt zusammengehalten. Phantasten, Pharisäer und Philistäer sind über das berühmte „Macht geht vor Recht!“ in lärmendes Entsetzen ausgebrochen und doch war dieses Wort das ehrlichste, welches seit Jahrhunder-

ten einem Machthaber über die Lippen gegangen. Ja, Macht geht vor Recht. So war es immer, so ist es überall, so wird es allzeit sein. Mag die gute alte Amme Phantasia mit der rosenrothen Brille auf der Nase immerhin das ganze Register einer Zukunftspoesie herorgeln, welche von der Umwandelung der Rechtschimäre zur kosmopolitischen Thatsache zu singen und zu sagen weiß, die Geschichte kann auf die Frage: Wird das Recht jemals der Macht vorgehen? nur mit ruhiger Unerbittlichkeit antworten: Nein!

Wir „armen Ideologen", wir „närrischen Prinzipienreiter" verblenden uns demnach keineswegs über „die gemeine Wirklichkeit der Dinge". Diese Wirklichkeit rückt uns ja mit der ganzen Wucht ihrer Gemeinheit Tag für Tag und Stunde für Stunde nahe genug auf den Leib, daß wir sie sehen, fühlen, schmecken und greifen können und müssen. Und dennoch, oh all' ihr guten, besseren und besten

> „Ambubaiarum collegia, pharmacopolae,
> Mendici, mimae, balatrones, hoc genus omne"!

sind wir der Meinung, daß ein anstößigstes Wort

unserer Sprache, das Wort, welches mit einem H anfängt und mit einem tt aufhört, jetzo überflüssig geworden sei, weil dasselbe durch das gleichbedeutende „Realpolitiker“ vollständig ersetzt werde? Ja, dennoch! Aber wir muthen euch deßhalb keineswegs zu, ebenfalls „Prinzipienreiter“ zu werden. Wissen wir doch, daß ihr, falls ihr überhaupt reitet, es nur thut, um desto schneller von einem Lager ins andere, von einer Fahne zur anderen gelangen zu können. Ah, ihr seid geschwinde Leute, ihr! Ihr steht Morgens mit der Konstitution auf und geht Abends mit der Despotie zu Bette, von wegen lauter Realpolitik. Ihr schwärmtet vorgestern für die „breiteste demokratische Basis“, ihr entzücktet euch gestern über die Nationalschützenjoppe des Koburgers, ihr nationalvereinelt heute für „das gute Recht“ des Augustenburgers und ihr küßt morgen die Kürassierstiefeln Bismarcks; denn „die Politik — sagt ihr — ist die Wissenschaft des Möglichen,“ zu Deutsch: des Sichmöglichmachens. Fahrt fort, diese Wissenschaft zu pflegen; es ist euer Beruf. Der unsrige ist, die Fahne der armen Idealpolitik

vor der Schmach zu bewahren, von Lakaienfüßen in den Koth des „Möglichen" gestampft zu werden, und, wenn ihr, gemein auf die Gemeinheit spekulirend, der urtheilslosen Menge eure Rechtfertigungen und Lobpreisungen des Cäsarismus vorlitaneit, immer wieder mit der unbequemen Mahnung dazwischenzufahren, daß das Sterben eines Kato und Vercingetorix trotz Alledem und Alledem edler gewesen als das Leben Cäsars.

Doch warum und wofür sich ereifern? spottkichert Hagia Eironeia, welche in unseren Tagen, gerade wie sie es in den Tagen des Horaz gethan, jedwedem Pathos auf die Fersen tritt und über die Schultern guckt. Wofür sich ereifern? Etwa für die „rudis indigestaque moles" von Volk, für den unzuverlässigen, wandelbaren, gedankenlosen großen Haufen, welcher sich von jedem frechen Schwindler bethören und von jedem kecken Cäsar tyrannisiren läßt? Wahrhaftig, das wäre der Mühe werth! Oder darum sich ereifern, weil — wie das ja immer so war, ist und sein wird — die Thoren von den Schelmen genasführt werden? Darüber sich

ereifern, daß neuester Narrethei gemäß die deutschen Kameele durch das Nadelöhr der Zauberformel „Macht! Macht! Macht!“ wieder in den alten Fang- und Zwangstall des Absolutismus sich treiben und drücken lassen? Wohl bekomm' es ihnen! Ihr Anderen, Mitglieder der fast unsichtbar klein gewordenen Gemeinde von Idealgläubigen, habt ja immer noch die tröstliche Gabe, an meiner Hand hoch über diesen Stalldunstkreis euch emporheben zu können, in die heiteren Regionen, von wo herab gesehen das Gekrappel und Gezappel des Ameisenhaufens Menschheit in bunthumoristischen Farben spielt.

Und so sei es, holde Trösterin. Ein Narr, der gegen den Strom zu schwimmen versucht! Warum war der Vercingetorix so lächerlich halsstarrig, mit dem Eroberer seines Landes nicht bei Zeiten ein Abkommen zu treffen? Er hätte dann, statt in der Tiefe des kapitolinischen Felsen erdrosselt zu werden, als römischer Pensionär auf einer Villa zu Tibur oder Bajä noch lange ein vergnügliches Leben führen können. Was aber den „steifleinenen Pedanten“ Kato

betrifft, bah, warum hat er sich in Utika todtgestochen, statt sich vom großmüthigen Cäsar zum geheimen oder geheimsten Hofrath machen zu lassen? Vivant die Cäsaren! Es lebe die Realpolitik! Hoch das Millionarium! Freut euch des Lebens, weil noch der Humbug blüht! Sind wir nicht ungeheuer vorgeschritten? Wissen wir nicht Alles oder doch beinahe Alles? Sind wir, Dank unseren Naturwissenschaften und unserer Technik, nicht auf einer solchen sublimen Höhe der Kultur und Humanität angelangt, daß wir von Tag zu Tag mörderischere Mordwaffen zu erfinden vermögen? Ist unsere Volkswirthschaftslehre nicht so wundervoll wissenschaftlich entwickelt, daß sie demnächst mit Leichtigkeit das soziale Problem lösen, d. h. ganz Europa in e i n e Kaserne verwandeln und Millionen und wieder Millionen von Soldaten drillen und von Zeit zu Zeit — Alles in majorem civilisationis gloriam — einander zerfleischen lassen wird? Wie diese Aussicht unsere Jugend begeistern muß! Aber was da „begeistern"? Zeitwidriges, unpraktisches, geradezu strafbares Wort! Alsogleich streicht es aus

dem Wörterbuch der Realpolitik! Dabrinnen stehen ganz andere, unendlich viel klügere und praktischere Dinge. Wie hat der gute Giusti in seinem Meisterkanto vom Realpolitiker („gingillino“) gesungen?

„Die Wetterwendigkeit und Gaunerei,
Die Habsucht, Feigheit und Betrügerei
Und noch so allerlei
Lehrschwestern, als da sind die Schlechtigkeit
Und Niederträchtigkeit,
Die, allzumal dem Dienst des Staats geweiht,
Die lieben Söhnlein in die Lehre nehmen,
Daß sie zu Zaum und Zügel sich bequemen“ , . .

Ja, die genannten lieben Lehrschwestern sie wissen, was zeitgemäß erziehen heißt. Sie verstehen den Begeisterungskitzel, welcher bekanntlich die jugendliche Unerfahrenheit zu allerhand Thorheit verführt, bei Zeiten auszutreiben. Sie machen die jungen Leute, noch bevor ihnen der Bart sproßt, praktisch und realpolitisch, so praktisch und realpolitisch wie jenen verständigen Jüngling, von welchem in der Schweiz die heitere Heldensage geht, er habe Anno 1847, als seine Kommilitonen sich zu der Idealpolitik verstiegen, eine Freischar bilden und gegen die Jesuiten und Jesuiterlinge zu Felde ziehen zu wollen, diesen

Antrag vom Standpunkt der Realpolitik aus bekämpft und beseitigt durch den ganz richtigen Einwurf, im Kriege würde in der Regel geschossen; da wäre es also immerhin eine Möglichkeit, daß der Eine oder Andere von ihnen todtgeschossen werden könnte und damit zugleich das von den Eltern auf seine Ausbildung verwandte Kapital sammt Zinsen in die Brüche ginge. Solche Mutii Skävolä müssen wir haben; die stehen auf der Höhe der Zeit. Darum pfui über die altmodischen Rumpelkammerstücke Poesie, Enthusiasmus, Gesinnungstreue, Charakterfestigkeit, Konsequenz und dergleichen Nichtsnutzigkeiten mehr! Denn, wackere Jugend, der Weisheit letzter Schluß ist:

„Spann' ins Geschirre dich
Nur für's Reale!
Und nie verirre dich
Ins Ideale!“

Inhalt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.



